



Robert Beltz

**Zur ältesten Geschichte Mecklenburgs : zwei Vorträge, gehalten in der Aula des Gymnasiums ; [Anlage zum Programm des Grossherzoglichen Gymnasium Fridericianum zu Schwerin i.M.]**

Schwerin: Stiller, 1893

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn827686889>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext



ZUR  
**ÄLTESTEN GESCHICHTE MECKLENBURGS.**

ZWEI VORTRÄGE,

GEHALTEN IN DER AULA DES GYMNASIUMS ZU SCHWERIN

VON


**Dr. ROBERT BELTZ.**

I. DIE WENDEN IN MECKLENBURG.

II. WIE WURDE MECKLENBURG EIN DEUTSCHES LAND?



SCHWERIN i. M.  
STILLER'SCHE HOFBUCHHANDLUNG.  
1893.









ZUR  
**ÄLTESTEN GESCHICHTE MECKLENBURGS.**

ZWEI VORTRÄGE,

GEHALTEN IN DER AULA DES GYMNASIUMS ZU SCHWERIN

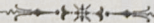
VON

**Dr. ROBERT BELTZ.**

---

I. DIE WENDEN IN MECKLENBURG.

II. WIE WURDE MECKLENBURG EIN DEUTSCHES LAND?



SCHWERIN i. M.  
STILLER'SCHE HOFBUCHHANDLUNG.  
1893.



ZUR

ÄLTESTEN GESCHICHTE MECKLENBURGS.

ZWEI VORTRÄGE

GEHALTEN IN DER ALLEA DES GYMNASIUMS IN SCHWERIN

VON

DR. ROBERT REHTZ.



I. DIE WENDEN IN MECKLENBURG

II. WIE WURDE MECKLENBURG EIN DEUTSCHES LAND?

SCHWERIN I. M.

STILLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

1893



# I. Die Wenden in Mecklenburg.

Vortrag, gehalten in der Aula des Gymnasiums am 15. März 1892.

---

Man hört Mecklenburg oft als das Land der Obotriten bezeichnen, und im Lande selbst hat man sich gewöhnt in den Wenden die Urbevölkerung zu sehen, auf welche zurückgeht, was an Resten einer fremdartig altertümlichen Kultur vorhanden ist. Was für ein Volk aber diese Wenden waren, wie sie lebten und wie sie dachten und fühlten, darüber bestehen nur unsichere, schwankende Vorstellungen, und weder geschichtlicher noch archäologischer Betrachtungsweise will es gelingen ein einigermaßen zusammenhängendes Bild einer greifbaren Volksindividualität herzustellen. Auch die folgende Betrachtung schmeichelt sich nicht, dieses Bild geben zu können. Sie will nichts als die Schwierigkeiten, welche gerade in der Erforschung wendischen Volkstums liegen, aus den allgemeinen Verhältnissen erklären und einige Gesichtspunkte hervorheben, von denen aus in einige Partien Klarheit gebracht und für andere zu erhoffen ist.

Die Schwierigkeit liegt zunächst in der Beschaffenheit der Quellen, auf die unsere Kenntnis zurückgeht. Zweifach kann die Kunde sein, die uns von einem untergegangenen Volke wird: sie kann beruhen auf litterarischer Tradition, den Darstellungen von Berichterstattern und Geschichtsschreibern, oder auf seiner eigenen Hinterlassenschaft, den Überbleibseln seiner materiellen und geistigen Kultur. Die ersteren erforscht die Geschichte, die zweite die Philologie und Archäologie. Und nach beiden Seiten sind wir mit den Wenden übel beraten. Als die Germanen in den Bereich der damaligen Kulturwelt traten, da stiessen sie auf ein hochentwickeltes Kulturvolk, die Römer, aus deren Mitte ihnen nicht nur ihre Besieger erwachsen, sondern auch ihre ältesten Geschichtsschreiber. Schon Cäsar hat uns eine unschätzbare Skizze von altdeutscher Art und Sitte hinterlassen, und in Tacitus Germania haben wir eine Schilderung von feinsten Wissenschaftlichkeit und stiller innerer Sympathie für das von ihm geschilderte Volk. Derartiges fehlt bei den Wenden gänzlich: kein Zeitgenosse hat ihre Wanderungen beobachtet, die Stämme, mit denen sie zuerst in Berührung traten, waren Naturvölker, nicht viel höher stehend wie sie selbst, aus deren Kreise ihnen kein Geschichtsschreiber entstehen konnte. Und noch nach einer zweiten Seite ist für das Gedächtnis der deutschen Stämme ungleich besser gesorgt als für das Volk der Wenden. Jene gewaltigen Völkerbewegungen, deren Träger die deutschen Stämme gewesen sind, haben ihren ideellen Ausdruck gefunden in den grossartigen altdeutschen Heldenliedern, in denen Herz und Sinn der



alten Deutschen die verklarte Form für alle Zeiten erhalten haben. Auch davon ist bei den westlichen Slaven keine Spur; ihre Geschichte war zu kurz, als dass sich eine irgendwie beschaffene eigene Tradition hätte bilden können, ja, wir werden sehen, dass sie zu kurz war, um die Wenden weiter als bis an die Schwelle eines heroischen Zeitalters zu führen. Keine wendische Ilias oder Nibelungenlied schildert uns, wie das Mannesideal der Wenden beschaffen war, und so fehlt denn dem ganzen Volke jene Verklärung durch die Poesie, welche allein ganze, volle Bilder, die in der Erinnerung der Nachwelt weiterleben, zu schaffen vermag. Und wie die wendische Geschichte keinen spontanen dichterischen Ausdruck gefunden hat, so ist auch ihr Nachhall in der Poesie ihrer Nachbarvölker nur schwach: keine Spur findet sich in der deutschen Heldensage, welche doch Skandinavier, Hunnen und Byzantiner in ihre Kreise hineinzieht, und selbst in der Tradition der einwandernden Deutschen, der Stammväter der heutigen Bevölkerung Mecklenburgs, spielen wendische Sagengestalten eine höchst geringe Rolle; am meisten ist noch erhalten in der nordischen Sagenpoesie, und es berührt eigentümlich, Gestalten, wie die Wendenfürsten Niklot und Ratibor, wiederzufinden in der altnordischen Skaldenpoesie, z. T. am Ende der bewohnbaren Welt, in Island, wo ihre Namen treu bewahrt und in lebensvollen markigen Schilderungen ihre Kämpfe mit den Nordlandsreeken geschildert sind; doch ist begreiflicher Weise für wendische Altertumskunde hieraus wenig zu entnehmen, da der spezifische nationale Charakter in der epischen Stilisierung verschwindet. Und so schien es denn, als ob man auf einen originalen Quellenschriftsteller der älteren wendischen Verhältnisse überhaupt verzichten müsste, als in den letzten Jahrzehnten unvermutet Darstellungen bekannt wurden, welche auf einmal scharfe Lichter in das Dunkel warfen; das sind die arabischen Reise-schriftsteller, für uns speciell der Reisebericht eines arabischen Juden, Ibrahim Ibn-Jakub, wahrscheinlich eines Arztes, welcher als Teilnehmer einer spanischen Gesandtschaft im Jahre 973 an den Hof Kaiser Otto I. kam und aus Wissenstrieb eine Reise in die Slavenländer unternahm. Ibrahim ist ein scharfer Beobachter, der einen sichern Blick für politische und national-ökonomische, besonders merkantile Verhältnisse hat, dabei auch naturwissenschaftliche Einzelbeobachtungen macht, z. B. Krankheiten beschreibt und von sonderbaren Vögeln erzählt, die er früher nie gesehen hätte, und unter denen der Auerhahn und der Staar erkennbar sind.

Unsere Hauptquellen aber sind natürlich die deutschen Geschichtsschreiber aus der Zeit der deutsch-wendischen Kämpfe. Es ist selbstverständlich, dass wir hier eine unbefangene Würdigung des fremden Volkstums nicht erwarten können, das lag mittelalterlicher Betrachtungsweise ganz fern, aber ihre thatsächlichen Nachrichten sind uns von unschätzbarem Werte; es seien nur drei genannt, welche sich direkt mit wendischen Verhältnissen befasst haben, Thietmar von Merseburg, der um 1018 schrieb, ein Mann von hoher Lebensstellung und Verständnis der politischen Verhältnisse, ein klarer, zuverlässiger Berichterstatter; der Domherr Adam von Bremen, um 1075, der gelehrteste Geograph seiner Zeit, ein Mann von umfassenden Kenntnissen, dessen Gelehrsamkeit aber keine lebendige war, sondern an einer verhängnisvollen Neigung zu klassischen Anknüpfungen und phantastischen Übertreibungen leidet und bis in die neueste Zeit manches Unheil gestiftet hat; und der bekannte Erzähler der Wendengeschichten, Helmold, der Pfarrer von Bosau, ein geschickter Erzähler, und von anerkanntem Wohlwollen den Wenden gegenüber, aber leichtgläubig und stets beeinflusst von den Interessen seiner



Stellung. Alle drei gehören einer Zeit an, wo schon zwischen deutsch und wendisch sich die Scheidewand eines Nationalhasses aufgerichtet hatte, aus welchem es keine Versöhnung mehr gab; von höchstem Werte sind ihre Nachrichten, soweit sie zeitgenössische Verhältnisse enthalten, über die älteren sind sie schlecht unterrichtet, und speziell Helmold unkritisch und beeinflussbar bis zur Tendenz. So ist es mit unserer litterarischen Tradition bestellt. Es sind einzelne, oft trübe Lichter, welche in eine unruhig bewegte Welt hineinfallen. Wir sind gepöhtigt für unsere Kenntnis des Wendischen uns andere indirekte Quellen zu erschliessen, auf die im Folgenden bei den einzelnen Punkten eingegangen werden soll.

Dass aber die litterarische Tradition einen so unsicheren Charakter hat, das liegt zum Teil in den geschichtlichen Zuständen begründet. Die Wenden waren ein unfertiges Volk; es ist ihnen nicht beschieden gewesen es zu einer staatlichen Konsolidierung zu bringen. Ein kurzer Blick auf die Geschichte wird erklären, dass es nicht anders sein konnte. Zur Zeit des Tacitus reichten die deutschen Stämme bis zur Weichsel, und schon er nennt die Wenden als ihre östlichen Nachbarn, sechs Jahrhunderte später ist das ganze Gebiet zwischen Elbe und Weichsel slavisch; kein Schriftsteller erzählt, auf welchem Wege und wie die Wenden, als ein weit vorgeschobener Posten des grossen Slavenstammes, in dieses Land gekommen sind; es war ein langsames, friedliches Nachrücken grosser Völkermassen in ein Gebiet, welches ein höher kultiviertes verliess; die deutschen Stämme überfluteten die ganze römische Weltmacht, und ihre Stammsitze wurden leer. Langsam und tastend werden die ersten Slaven vorgedrungen sein, und wir können uns die Einzelstämme unmöglich numerisch stark vorstellen, wenn wir bedenken, welch ungemein ausgedehntes Gebiet damals von slavischen Stämmen okkupiert worden ist: Europa wurde slavisch von der Westküste der Ostsee bis zur Südspitze Griechenlands; es mutet Einem sonderbar an, auf dem klassischen Boden unsere Ortsnamen wiederzufinden: ein Lewetzow liegt südlich von Sparta und ein Krakow in Böötien, auch verwandte Lebensformen dürfen wir voraussetzen, und mancher urslavische Zug hat in den entlegenen Berggebieten der nördlichen Balkanhalbinsel sich erhalten bis heute. Dieses allmähliche Eindringen der Slaven bis zur Elbe und ihr Heimischwerden wird etwa durch die Jahre 500 und 800 umschlossen. Da begann die deutsche Reaktion.

Die gewaltige Gestalt Karl des Grossen gebot dem Weiterdringen Einhalt, die slavische Westbewegung kam zum Stehen, und bald darauf begann die deutsche Rückflutung, welche nach vier Jahrhunderten mit dem völligen Siege des Deutschtums enden sollte. Das ist der Inhalt unserer ältesten Geschichte, welche die Zeit von 780 bis 1160 umfasst. Drei Jahrhunderte Entwicklung auf neuem Boden, und vier Jahrhunderte eines zähen Kampfes um die nationale Existenz, das ist das Schicksal der Westslaven gewesen; das ist keine Zeit und sind keine Verhältnisse, unter denen eine irgendwie beschaffene höhere Kultur sich hätte entwickeln können.

Es ist hier die Stelle, auf eine Frage einzugehen, welche auch über fachwissenschaftliche Kreise hinaus viel besprochen worden ist, das ist die Frage nach dem Verhältnis der einrückenden Wenden zu der früheren Bevölkerung, oder anders ausgedrückt: hatten sich die Slaven bei ihrem Einrücken mit einem nennenswerten Bruchteil der alten germanischen Bevölkerung abzufinden oder kamen sie in ein sogut wie menschenleeres Land?



Es ist bekannt, dass das entsprechende Problem für Griechenland Jahre lang eine brennende, fast politische, Frage in ganz Europa gebildet hat, als 1835 Fallmerayer sein berühmtes Buch die Slaven in Griechenland schrieb, welches auf den damaligen Philhellenismus wirkte, wie ein kalter Wasserstrahl. Fallmerayer wollte beweisen, dass ganz Griechenland völlig slavisiert sei und von den alten Hellenen keine Spur geblieben. Eine nüchterne Betrachtung hat die kühne Behauptung dort auf ihr richtiges Mass zurückgeführt; war es doch unmöglich nachzuweisen, was denn aus den alten Bewohnern geworden sei; für unser Gebiet aber halte ich es für unzweifelhaft, dass die Wenden einen irgendwie in Betracht kommenden Bestandteil früherer Bevölkerung nicht vorgefunden haben, dass die Elbgegenden für sie ein Neuland waren, auf welchem sie an keine vorhandenen Kulturbildungen anknüpfen konnten, sondern wo sie von vorn wieder anfangen mussten.

Allerdings hat die gegenteilige Meinung viele und sehr namhafte Verfechter, und mit besonderer Wärme wird von Vertretern der mythologischen Forschung hervorgehoben, dass gerade auf dem zeitweise slavischen Boden eine ganze Reihe altdeutscher Mythengebilde in einer Intensität lebendig ist, wie selbst in urgermanischen Gebieten nicht. Der Glaube an die Zwölfen, die wilde Jagd, an Wode oder Fru Gode z. B. lebt auf Mecklenburgischem Boden in bestimmten lokal begrenzten Gebieten noch heute. Die Kommission zur Sammlung volkstümlicher Überlieferungen, welche seit einigen Jahren schon eine so überraschende Fülle von altem echtem Volkstum gerettet hat, wird ohne Zweifel auch auf diesem Gebiete noch Aufklärung geben. Aus dieser interessanten Thatsache aber auf einen sesshaft gebliebenen deutschen Stamm schliessen zu wollen, das geht zu weit. Die deutschen Kolonisten, welche im zwölften Jahrhundert, z. T. in geschlossenen Massen, aus Westphalen und Friesland nach Mecklenburg kamen, haben selbstverständlich ihren heimischen Volksglauben, in dem noch ein gut Teil lebenskräftiges Heidentum steckte, mitgebracht und in ihrer neuen Heimat festgehalten. Wenn sich ein Stück davon hier erhalten und dort verloren hat, so ist das nicht weiter wunderbar. Allerdings, es liegen einige Beobachtungen auf verwandten Gebieten vor, welche eine fortlaufende Tradition aus vorslavischer Zeit bis zur Gegenwart vorauszusetzen scheinen. Eine ganz eigentümliche knüpft sich an einen Ort in unserer Nachbarschaft, Peccatel bei Plate. Die Bauern von Peccatel nehmen noch heute in der Umgegend eine Sonderstellung ein, z. B. soll sich die in Mecklenburg nur wenig verbreitete Sitte der Johannisfeuer dort bis vor einige Jahrzehnte erhalten haben. Hier bei Peccatel stand ein Hügel, in dem nach der Volkssage Gnomen, die „Unterirdischen“ hausten, die bei gewissen Gelegenheiten einen goldenen Wagen benutzten. Als Lisch im Jahre 1843 den Hügel durchgraben liess, ergab sich ein regelrechtes Begräbnis der Bronzezeit, und darin stand der Wagen, allerdings nicht von Gold, sondern von Bronze, seitdem eines der berühmtesten Stücke unserer Altertumssammlung. Das Grab von Peccatel gehört spätestens dem fünften vorchristlichen Jahrhundert an; wir haben also hier eine Tradition, welche ein Alter von mehr als zwei Jahrtausenden aufweist. An ein zufälliges Zusammentreffen von Sage und Wirklichkeit ist kaum zu denken, und die Annahme einer Kontinuität der Bevölkerung würde ohne Zweifel die Kontinuität der Tradition am ungewissensten erklären. Aber umgekehrt dadurch, dass ein germanisches Residuum derartiger Schwierigkeiten am leichtesten löst, die Notwendigkeit dieser Annahme begründen zu wollen, das ist sehr gewagt. Dass eine gelegentliche Berührung von Germanen und Wenden auf



unserm Boden stattgefunden hat, dass die Wenden nicht in ein absolut menschenleeres Land kamen, ist zuzugeben, und damit sind Vorkommnisse, wie das bei Peccatel, hinreichend erklärt. Davon aber, dass diese zurückgebliebenen germanischen Reste numerisch oder wirtschaftlich stark genug gewesen seien, irgend eine Rückwirkung auf die Wenden auszuüben, davon ist keine Spur.

Man hat auch hier einiges angeführt; man hat hingewiesen auf die Seetüchtigkeit der Wenden im elften Jahrhundert, welche kein Resultat eigener Entwicklung sein könnte. Man setzt dabei stillschweigend voraus, dass die alten Germanen an der Ostsee tüchtige Seefahrer gewesen seien, wofür keinerlei Zeugnis aufzubringen ist, und man vergisst dabei, dass die wendische Seemacht erst an der dänischen allmählich zur Bedeutung gelangt ist, dass im neunten Jahrhundert die Wenden zunächst neben den Dänen in ganz untergeordneter Weise erscheinen, und erst als in Dänemark friedlichere Verhältnisse eintraten, die Wenden als ihre Nachfolger die gefürchteten Seeräuber der Ostsee werden. Bei diesem geschichtlichen Verhältnisse sind wir nicht gezwungen, die Lehrmeister der Wenden in einer erst vorauszusetzenden unterworfenen germanischen Bevölkerung zu suchen.

Ebensowenig haben wir auch nur eine Andeutung davon, dass die Neu-Germanisierung der Wendeländer an altgermanische Reste angeknüpft hätte. Obgleich wir über das Verhältnis des deutschen Reiches und der deutschen Grenzkräfte, besonders der geistlichen Gewalten, über Mission, dann Kolonisation verhältnismässig noch am besten unterrichtet sind und die deutsche Eroberungspolitik natürlich vorhandene Gegensätze immer zu benutzen versuchte, ist hiervon nirgends die Rede: in allen Berichten erscheinen die Wenden als ein einheitlicher, fremdartiger, feindseliger Stamm.

Entscheidend aber sind die archäologischen Verhältnisse. Wir wissen heute, Dank hauptsächlich den ausgezeichneten Untersuchungen des zu früh heimgegangenen Otto Tischler in Königsberg, über keine Periode unserer Vorgeschichte so genau Bescheid, wie über die ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Wir können den Gang der römischen Provinzialindustrie von den Rheinprovinzen her in unseren Norden verfolgen, wir können die Entwicklung nachweisen, welche die einzelnen Formen genommen haben und sind so, z. T. durch Münzfunde unterstützt, in der Lage, die Fundstätten dieser Periode, der früher sog. älteren Eisenzeit chronologisch sicher zu bestimmen. Wir sehen dann, wie die römische Industrie sinkt und durch eine einheimische verdrängt wird, die sog. Völkerwanderungsperiode. Nun, an dieser ganzen Entwicklung nimmt unser Land einen hervorragenden Anteil, und diese schneidet plötzlich ab mit einigen Funden, welche in die Völkerwanderungszeit hineingehören. So lange ist eine ziemliche Gleichmässigkeit der verschiedenen altdeutschen Gaue bemerkbar; auf einmal ändert sich das Bild: im Süden und Westen tritt jene glänzende, farben- und prachtreiche Tierornamentik ein, desgleichen im skandinavischen Norden, und der ganze bis dahin deutsche Osten verschwindet in tiefem Dunkel: wir sehen erst später unscheinbare ganz andersartige Produkte wendischer Industrie auftauchen. So scharf markiert sich innerhalb unserer Altertümer der Eintritt der wendischen Zeit. Und dieser Gegensatz zwischen altgermanisch und wendisch tritt nicht etwa besonders in hervorragenden künstlerischen Objekten, bei denen man einen Gegensatz des Geschmackes, der Vermögensverhältnisse u. ä. annehmen



könnte, sondern gerade in den unscheinbarsten Erzeugnissen der Industrie hervor. Der Gang der materiellen Kultur eines Volkes äussert sich in der Art seines täglichen Lebens, und die Gegenstände täglichen Gebrauches sind unsere Führer auf dem Wege archäologischer Erforschung der Vorgeschichte. Darauf beruht das grosse Gewicht, welches der vorgeschichtliche Archäologe auf die Keramik legt. Durch Form und Technik der Haushaltsgeräte lassen sich die verschiedenen Abschnitte der Vorgeschichte, und nicht nur diese, sicher unterscheiden. Und gerade hier ist der Unterschied zwischen altgermanisch und wendisch am schlagendsten: zwischen den fein geschliffenen, meist geglätteten, zart linear ornamentierten Gefässen germanischer Urnenfelder und den derben mit Sand und Steinbrocken durchkneteten, fast stets rauhen, mit eindringlichem, z. T. plastischem Muster verzierten Scherben der wendischen Zeit ist ein Unterschied, zwischen dem es keine Vermittelung giebt und der schon dem für solche Sachen nicht geübten Auge sofort auffällt. Und dasselbe gilt für Schmuckgegenstände u. s. w. Berührungsfunde, in denen Wendisches und Altgermanisches zusammen aufträte, werden noch immer vergebens gesucht. Wir haben hier einen Hiatus, der eben nur durch ein fast gänzlich Verschwinden der bisherigen Bevölkerung und eine Neu-Einwanderung erklärt werden kann und der um so bedeutungsvoller ist, als er der einzige in unserer ganzen Vorgeschichte ist. Man kann fast sagen: von dem Augenblicke an, wo der älteste Kulturmensch mit Geräten aus roh behauenen Feuerstein unser Land betrat, ich glaube von Holstein her die Ostseeküste entlang, bis zu dem, wo der letzte streitbare Germane „über den Harz ging,“ lässt sich die Kulturentwicklung, wenn auch noch nicht Schritt für Schritt, so doch in ihren Stationen verfolgen und ihre Beeinflussung von Westen und Süden her wenigstens andeuten; und mit einem Male kommt ein Riss, einige so gut wie leer erscheinende Jahrhunderte, und als es wieder dämmert, da kehrt sich das Gesicht des Landes nach Osten. Darauf im Einzelnen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die letzte Gedankenreihe hat nur den Zweck, nachzuweisen, wie Geschichte und Altertumskunde vereint die Annahme einer zurückgebliebenen altgermanischen Bevölkerungsmasse unter den Wenden ablehnen.

Wie haben wir uns nun die allgemeinen politischen und sozialen Verhältnisse während der Wendenzeit vorzustellen? Es ist erwähnt, dass die beglaubigte Geschichte mit Karl dem Grossen beginnt; damals hatten die Wenden feste Sitze, sie hatten eine Art Verfassung, Städte und Handelsverkehr, aber ihre Westbewegung war noch nicht abgeschlossen. Karl siedelte doch selbst bedeutende Wendenseharen in Holstein an, und dann zog er seinen berühmten *limes Saxonicus*, eine Grenzwehr, welche von Lauenburg bis zur mittleren Trave, dann zum Plöner See ging und bei Kiel endete. Diese Grenzwehr schied deutsch und wendisch für lange Zeiten. Wie in den drei Jahrhunderten, denn wir müssen die Einwanderung der Wenden in Mecklenburg gegen 500 ansetzen, die Dinge verlaufen sind, auf welchem Wege sie gekommen, welche Landstriche sie zuerst besetzt haben u. s. w., ist vorläufig noch ganz dunkel und auf geschichtlichem Wege nie zu ermitteln; hier liegt eine Aufgabe der vorgeschichtlichen Betrachtungsweise, speziell der Fundkritik. Ob die bekannten geschichtlichen Stämme der Obotriten, Kessiner, Linonen, Smeldinger, Circipaner u. s. w. als geschlossene Massen eingewandert sind oder sich erst auf unserem Boden gebildet haben, ist ganz unsicher, obwohl für die nach Lokalitäten (Smeldinger = „diesseits der Elde wohnend“, Circipaner = „an der Peene



wohnend“) genannten das letztere wahrscheinlich ist. Ich kann darauf so wenig hier eingehen, wie auf die Stammeszusammengehörigkeit unserer Mecklenburgischen Wenden mit dem grossen Slavenstamm im Osten und Südosten. Doch ist eins zu betonen: wenn man Mecklenburg als Obotritenland bezeichnet, so ist das recht ungenau. Nicht ein, sondern mehrere wendische Hauptstämme haben das heutige Mecklenburg bewohnt; westlich der Warnow die Obotriten, östlich die Wilzen oder wie sie später genannt werden, die Lutizer, im Süden Smeldinger, Linonen, Müritzer, die weniger hervortreten und deren Verwandtschaftsgrad zu den anderen zweifelhaft ist. Die Teilung des Landes aber zwischen zwei Hauptstämme, Obotriten und Wilzen, ist wesentlich, ja, sie bedingt den Charakter der alten Landesgeschichte. Denn diese beiden Stämme stehen im schroffsten Gegensatze; zunächst politisch: die Bedeutung des Obotritenstammes liegt in einem wesentlich stärkeren staatlichen Zusammenschliessen, als es bei den Wenden sonst Sitte war, diese straffere Concentration machte auch gerade die Obotriten bündnisfähig; schon zur Zeit Karl des Grossen haben wir einen Herrscher des ganzen Obotritenlandes, und die späteren nationalen Einigungen der westlichen Wendenstämme haben von hier aus stattgefunden in Gottschalk, Heinrich, Niklot. Dagegen sind die Wilzen stets getrennt: Kessiner, Circipaner, Tollenser, Redarier liegen in fortwährendem Kampfe, nicht nur mit ihren Nachbarn, sondern auch mit einander. Ferner aber auch in Sitte und Kultur: das Obotritenland hat sich dem Christentum geöffnet, als im Wilzenlande noch nicht die Rede davon war, und so ist natürlich der Stammesgegensatz bedeutend verschärft; im Wilzenlande lag Rethra, die Trägerin des entschlossenen fanatischen Heidentums, und es waren wohl überwiegend wilzische Banden, welche im zehnten Jahrhundert den wendischen Namen zu einem Schrecken des ganzen Sachsenlandes machten; bis zu dem stillen St. Gallen, dem Hauptsitze damaliger Gelehrsamkeit, drang ihr Ruf, und Notker Labeo schrieb von dem Volke der Welataben (das ist der einheimische Name derselben) als von Menschenfressern. In die älteste mecklenburgische Geschichte kommt erst Klarheit und Gestalt, wenn man stets festhält, dass es eine Geschichte zweier feindlicher Stämme gewesen ist; die Kriegszüge z. B. der deutschen Kaiser von Karl dem Grossen an richten sich fast sämtlich gegen wilzische Stämme, während das Obotritenland sich stets einer relativen Ruhe zu erfreuen gehabt hat. Welchen Einfluss das auf die Gestaltung des Lebens, auf Ackerbau und allgemeine Kultur gehabt hat, lässt sich leider noch nicht feststellen; auch hier liegt wieder ein Ziel zukünftiger Forschung.

Es ist eben die Frage gestreift, in welcher Art die Okkupation der betreffenden Landschaften durch die Wenden sich vollzogen hat; dieselbe berührt sich eng mit der andern: welchen Grad politischer Organisation dürfen wir bei denselben voraussetzen? Und da kann es keinem Zweifel unterliegen, dass ganz wie bei den andern indogermanischen Stämmen bei ihrem ersten Eintreten in die Geschichte, bei den Griechen wie bei den Germanen, der Familienverband die Grundlage des gesamten staatlichen Lebens gebildet hat, sei es nun die natürliche Familie oder die künstlich geschaffene, die Sippe, das Geschlecht, das griechische γένος. Die Vereinigung dieser Geschlechter bildet das Staatswesen, und in ihren Händen liegt die politische Gewalt; die Grundlage des wendischen Staatslebens ist also durchaus demokratisch; an der Spitze des Geschlechterverbandes wird ein Eltermann gestanden haben, wie die patres der altrömischen, die γέροντες der altgriechischen Verfassung; alt heisst



staru, ob wir den Namen Starost für ihn voraussetzen dürfen, lasse ich dahingestellt. Aus diesen Geschlechteroberhäuptern hat sich der spätere wendische Adel allmählich entwickelt, aus ihnen auch das Königtum, doch so, dass das Königtum stets nur eine vereinzelt Erscheinung gewesen ist. Diese Entwicklung der wendischen Verfassungsgeschichte ist eine Konstruktion, die ihre Wahrheit dadurch beweisen muss, dass die beglaubigten geschichtlichen Thatsachen sich durch sie zwanglos erklären lassen. Die Belege hier in extenso zu geben, würde viel zu weit führen; mir erscheinen besonders wichtig die verschiedenen Streitigkeiten um die Königswürde, welche der Entscheidung der Karolingischen Kaiser unterbreitet wurden und welche diese nach Landessitte entschieden. Es geht daraus hervor, dass der König (rex, princeps.) seine Würde anderen reguli, primores, principes, duces gegenüber aufrecht erhalten muss, und dass die Entscheidung dem ganzen Volke, vulgus, populus überlassen wird, ja, wir haben für die Lutizer die ausdrückliche Nachricht des gerade für solche Dinge besonders verständigen Thietmar, dass ein eigentlicher Herr hier überhaupt nicht gewesen sei, sondern Stimmenmehrheit entschieden habe. Wenn im Gegensatz bei den Obotriten stets ein König erscheint, so ist das ein Zug jüngerer Entwicklung, welcher die Obotriten vor den Lutizen auszeichnet und auf dem ihre höhere geschichtliche Stellung mit beruht. Ich verzichte auf die lockende Aufgabe, die weitere Entwicklung dieser Verhältnisse in der Geschichte zu verfolgen, besonders den Spuren nachzugehen, mit denen die Veränderung des patriarchalischen Geschlechteradels zu einem ritterlichen Gefolgsadel sich andeutet und gehe nur auf einige Folgen ein, welche die angenommene Grundlage politischer Verhältnisse auf den Anbau des Landes und die Lebensweise seiner Bewohner ausübte.

Die älteste Beschreibung des Landes vom Ende des neunten Jahrhunderts spricht von civitates, an deren Spitze je ein dux stand; eine Kombination mit anderen Nachrichten macht es wahrscheinlich, dass jede civitas ihr Heiligtum und ihre Burg hatte, die Obotriten hatten 53, die Wilzen 95 solcher civitates. Diese civitates, deutsch mit Gau zu übersetzen, sind m. E. Geschlechterverbände, welche sich in der Verehrung einer gemeinsamen Gottheit zusammenfanden und sich eine gemeinsame Gauburg für den Fall der Not schufen, wie der athenische Staat sich bildete, als auf der Akropolis ein sicherer Schutz und eine Stätte gemeinsamer Verehrung entstand; an ihrer Spitze stand das Stammesoberhaupt, der dux. Es ist begreiflich, wenn in unseren späten Quellen die militärische Bedeutung dieser Würde besonders hervortritt, und wenn im Mittelalter civitas gleichbedeutend mit Burgbezirk = burgward wird; diess auf die ursprünglichen Zustände übertragen, würde das natürliche Verhältnis geradezu umkehren. Die Gauburgen sind zum grossen Teile erhalten, es sind unsere berühmten Burgwälle, von denen unten noch die Rede sein wird; von den Tempeln haben wir keine Spur; dass der bedeutendste, der von Rethra, ein heiss erstrebtes Ziel archäologischer Forschung ist, ist auch in weiteren Kreisen bekannt. Innerhalb der einzelnen Gaue wohnten die Wenden in Dörfern vereinigt, und wir haben Anzeichen genug, dass für die ganze Gestaltung des wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens der noch lebendige Familienverband massgebend gewesen ist. Wenn eine Gemeinschaft von Menschen gleicher Kulturstufe einen Landstrich zu gemeinsamer Ansiedlung okkupiert, so ist die naturgemässe Form der Bewirtschaftung die kommunistische; die Feldgemeinschaft ist ein wirtschaftlicher



Anfangszustand, der bei den verschiedensten Völkern nachweisbar ist und sich mit geringerer oder grösserer Zähigkeit erhalten hat, bei keinem Stamme aber mehr als bei den Slaven; noch heute findet sich im inneren Russland und bei den Slaven der Balkanhalbinsel ein System gemeinsamer Bewirtschaftung und von Hausgemeinschaft, welches fast ganz kommunistisch ist. Dürfen wir dasselbe auch für unsere Wenden voraussetzen? ich glaube, ja, wenn auch direkte Nachrichten für unser Gebiet nicht vorliegen. So erklärt sich der eigentümliche Unterschied zwischen deutschen und wendischen Abgaben: der Deutsche steuert von der Hufe, der Wende vom uncus, seinem Pfluge; so die noch jetzt erkenntliche Dorfanlage: die wendischen Dörfer sind Centralanlagen, hufeisenförmig oder rund und unterscheiden sich auf den ersten Blick von den deutschen aus Einzelhöfen regellos zusammengesetzten. Aus einer patriarchalisch-kommunistischen Gesellschaftsordnung erklärt es sich auch, wenn christliche Berichterstatter fast staunend von der weitgehenden Sorge der Wenden für Kranke und Schwache erzählen, wenn es ihnen auffällt, dass es keine Bettler gibt, wenn wir von einer ständischen Gliederung nichts merken; aus ihr aber auch der tiefe Gegensatz zu dem deutschen Wirtschaftssystem, ein Gegensatz, welcher die Germanisierung der Slaven unmöglich machte und bei der deutschen Okkupation ihre Vertreibung zur Folge hatte. Ein patriarchalischer Charakter der altwendischen Besiedlungsart spricht sich auch in den Ortsnamen aus. Noch heute werden bei den Südslaven Neugründungen nach dem Namen des Ortsältesten genannt, patronymische Bildungen auf *owice*, aus denen die Endungen *ow* oder *itz* entstanden sind. Dieses Verhältnis darf man unzweifelhaft auch bei uns voraussetzen, doch ist diese Beobachtung leider verhängnisvoll für eine tüchtige und jedem, der sich für dieses Gebiet interessiert, unentbehrliche Arbeit geworden, die des Dr. Kühnel in Neubrandenburg über Mecklenburgische Ortsnamen, indem Kühnel nun fast sämtliche heutige Ortsnamen patronymisch erklärt, auch die durchsichtigsten nach Berg und Wald und Fluss genannten und uns so durch die übertriebene Anwendung eines relativ richtigen Prinzipes eine der reinsten Quellen alter Landeskunde verschüttet; ich werde darauf zurückkommen.

Gehen wir auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Wenden im Einzelnen ein, so ist es unzweifelhaft, dass die Grundlage des wendischen Wirtschaftslebens der Ackerbau gewesen ist; wir brauchen dafür keine Belege, wir haben ein ausdrückliches Zeugnis Helmolds, der es beklagt, dass zu seiner Zeit der fleissige Ackerbau der Wenden hinter der Seeräuberei zurücktrete und die Schuld allein den hohen Abgaben, welche die Sachsen verlangten, zumisst. Die Art des Ackerbetriebes war eine sehr primitive; der Haken-Pflug, der Radlo, das griechische *ἄροτρον*, im Mittelalter uncus genannt, ist ein spitzes gekrümmtes Holz, welches im wesentlichen nur zum Aufreissen des Bodens dient, ein uralt indogermanisches Gemeingut, welches in entlegenen Slavenländern noch heute sein Dasein fristet, während das Kunstwerk des deutschen Pfluges, ein Produkt römischer, keltischer (keltisch sind die Räder und der Name) und deutscher Industrieentwicklung, schon in der Karolingerzeit seine heutige Form im wesentlichen erhalten hatte. In die Wendenlande ist der deutsche Pflug erst mit den deutschen Ansiedlern gekommen und hat den Sieg des Deutschtums, den das Schwert nur begonnen, zu einem endgültigen gemacht. Erst dem deutschen Pfluge ist die Beherrschung des schweren, grosscholligen Bodens gelungen; erst die Deutschen haben den Klützer Ort, die



Doberaner Gegend, grosse Striche am Malchiner See, welche heute als die fruchtbarsten gelten, dauernd gewonnen, und damals erst ist Weizen (1191 zuerst erwähnt) und Gerste (1239 zuerst erwähnt) eingeführt. Die Slaven haben überwiegend auf leichtem Boden ihren Roggen gebaut. Viehzucht und Hirtenleben scheinen keine grössere Bedeutung gehabt zu haben, dagegen muss neben dem Ackerbau die Ausbeutung der Waldprodukte einen sehr breiten Raum eingenommen haben. Das Bild des damaligen Mecklenburg ist ja ein wesentlich anderes als das heutige. Zunächst war der Wasserstand ein wesentlich höherer, manche heutige Wiese ist Seeboden, manches Ackerland Moor und manche trockene Sandstrecke feuchter Wald. Damit hängt zusammen, dass das Nadelholz, welches auf dem trockener werdenden Boden heute im sieghaften Vordringen ist, damals noch durchaus zurückgestanden hat gegen Buche und Eiche. Daneben sind zahlreich und wohl gepflegt die Linden, bekanntlich ein Lieblingsbaum des slavischen Stammes, den sie schon wegen ihrer Bienenzucht hochschätzten und der erst in geschichtlicher Zeit der Forstkultur zum Opfer gefallen ist. Als Nutzbäume erscheinen daneben der Apfel und die Pflaume. Den Beleg dafür, welche Bäume den Wenden besonders von Bedeutung waren, haben wir an ihren Ortsnamen: die Kiefer heisst boru, daher Borkow, die Eiche dabu, daher Dabel, Damerow, vielleicht Doberan, die Buche steckt in Bukow, die Weissbuche in Grabow, die Linde lipa in Liepen (NB. Leipzig), der Apfelbaum jablu in Jabel, Jabelitz, die Pflaume sliva in Schlieben u. s. w. Die verschiedenen Produkte des Waldes scheinen sogar ein Exportartikel gewesen zu sein, mit welchem die Wenden sich an dem osteuropäischen, dem Levantehandel, beteiligten. Der Wald bot in seinem wilden Honig ihnen auch den Stoff zu ihrem Nationalgetränk, dem hydromellum, dem Meth, jenem uralten osteuropäischen Genussmittel, welches schon Herodot bei den Skythen erwähnt; und wenn die Beobachtung eines tüchtigen landeskundigen Botanikers, des verstorbenen Pastor Willebrand in Zapel, der auf und bei wendischen Burgwällen die Pflaume, die sliva, öfter angetroffen hat, eine allgemeinere Gültigkeit hat, so liegt die Vermutung nahe, dass das Nationalgetränk der heutigen Donauslaven dereinst ein allgemein slavisches und auch bei unsern Wenden beliebtes gewesen ist.

Jene Wälder nun belebte noch eine riesige und massenhafte Tierwelt: noch waren die halb vorzeitlichen Kolosse nicht ausgestorben: der Urstier, das Wisent, der Elch waren erst im langsamen Rückzuge begriffen, und wenn wir auch gar keinen historisch sicheren Anhaltspunkt für das Aufkommen unseres Wappens haben, so ist es doch am wahrscheinlichsten, dass das einsame mit damaligen Mitteln kaum überwindliche Tier, der bos primigenius, den Wenden am würdigsten erschien als Symbol der Stärke ihr Wappenzeichen zu bilden. Neben unseren Jagdtieren, unter denen besonders der Fuchs, zumal der Schwarzfuchs wegen seines Felles geschätzt war, trieben noch Bär und Wolf ihr Wesen, und Scharen wilder oder halbwilder Pferde, welche sogar einen Exportartikel bildeten, durchstreiften die Waldungen. Es ist nun vielleicht kein Zufall, dass wir von einer Jagdthätigkeit oder der ritterlichen Freude der Jagd bei den Wenden gar nichts hören. Grösser wird die Rolle gewesen sein, welche der Fischfang spielte; eine Neigung sich an Flussläufen und Seen, ja, in denselben auf Pfahlbauten anzusiedeln spricht entschieden dafür.

Über Ackerbau und die anderen Arten der Ausbeutung des heimischen Bodens hat sich die Erwerbsthätigkeit der Wenden wenig erhoben; die Nutzbarmachung der Körnerfrüchte



geschah durch Quetschmühlen, zwei flache runde Scheiben, zwischen denen das Korn zermahlen wurde; Wassermühlen haben erst die deutschen Kolonisten mitgebracht. Die Leinenindustrie wurde stark betrieben; wir hören ausserdem, dass die Wenden sehr geschickt in Holzschnitzerarbeiten waren. Ibrahim spricht von der Herstellung von Saiten- und Blasinstrumenten. Damit sind wir aber auch am Ende: von irgend einer Herstellung eigener Waffen z. B. ist keine Andeutung vorhanden, von Metallarbeiten geringfügige Spuren; für alles das Material, welches der Archäologe gebraucht, ist die ganze Wendenzeit äusserst unfruchtbar, zumal gerade zwei Zweige der Gewerbethätigkeit, welche bei den Wenden eine originelle Ausbildung erhalten zu haben scheinen, Textilindustrie und Holzschnitzerei, in Folge ihres Materials keine Reste hinterlassen haben. Wendische Altertümer im engeren Sinne sind etwas recht vereinzelt.

Werfen wir einen Blick zurück auf das Bild wendischen Lebens, welches sich uns bisher entrollt hat, so klingt es fast an jene Schilderungen an, welche seit Hesiod die antiken Schriftsteller mit Vorliebe von einem goldenen Zeitalter entwerfen: ein genügsames, fleissiges Volk in patriarchalischer Gesellschaftsordnung, eng verbunden mit seinem Acker, im Lindenschatten seinen Meth schlürfend, zu Flöte und Fiedel seine Lieder singend, freundlich der umgebenden lebenden Natur gegenüber, (Ibrahim erzählt, wie sie Staare zähmten), sein einfaches Kunstbedürfnis in Holzschnitzereien befriedigend, ohne Kenntnis fast des harten Eisens, mit dem nach Hesiod das Übel in die Welt kam. Es ist eine Idylle, wie sie Dichter und politische Utopisten sich ausmalen mögen, welche aber die kühle geschichtliche Betrachtung zerstören muss, wie sie andere derartige Idyllen zerstört hat. Wir erfahren, dass die Einigkeit im Innern der Gaue durch einen Terrorismus eigentümlichster Art aufrecht erhalten wurde, indem die Minorität in Strafe genommen wurde; wir hören, dass die Gaue untereinander keine Verträge schlossen, indem sie ihrem Worte nicht trauten; die verschiedenen Stämme leisteten sich keinen Schwur, weil ihre Götter sich unter einander hassten. Das ist die Kehrseite jener engen Familienverbände; sie verpflichten nur nach innen und nicht nach aussen. Daneben werden Züge der barbarischsten Grausamkeit berichtet. Und die Unzuverlässigkeit der Stämme im Verkehr mit einander äussert sich natürlich noch mehr im Verkehr mit dem Auslande. *Infideles et mutabiles* nennt sie Thietmar, *natura infidi* Helmold, von der *centifida* Slavorum rabies spricht der Biograph Brunos (Ruotger), und diese einstimmigen schweren Klagen über Treulosigkeit lassen sich nicht allein damit erklären, dass es feindliche Quellen sind, welche dieselben ertönen lassen. Es ist klar: das staatliche Leben der Wenden war, wie ihr moralisches und religiöses umschlossen von dem engen Bande ihres Gaues, und darin liegt ein Moment der Schwäche und der Unfähigkeit zu weiterer sozialer und politischer Entwicklung. Es ist schon hingewiesen auf die zähe Abwehr fremder, besonders deutscher Kultureinwirkungen einerseits wie auf die Zersplitterung im Innern anderseits.

Ganz dunkel ist die kriegerische Verfassung der Wenden. Dass die Wenden bedeutende Heere aufgebracht haben und sehr gefürchtete Gegner gewesen sind, ist bekannt, ebenso dass Beutezüge sie weit über die Grenzen ihres Landes hinaus geführt haben, und doch ist Kriegslust und Waffenfreudigkeit kein Grundzug des slavischen Charakters. Es scheint besonders die Berührung mit den Dänen und nordischen Vikingern gewesen zu sein, welche ähnliche Erscheinungen auch hier zeitigt hat. Ähnlich den nordischen See- und Heerkönigen



haben auch auf wendischem Boden hochstrebende Fürsten sich ihr kriegerisches Gefolge geschaffen und sind mit diesem nach Ruhm und Ehre im Sinne jener Zeit ausgezogen; die Bevölkerung, gegen welche solche Züge sich richteten, sah darin natürlich ein Räuberwesen, und die Klagen über wendische Seeräuberei besonders erfüllen die Geschichtsbücher des elften und zwölften Jahrhunderts. Wir thun Unrecht es ihnen nachzusprechen und in jenen Seezügen nur eine Verwilderung der Nation zu erblicken. Für jugendkräftige Völker sind kecke Freibeuterzüge ein Durchgangspunkt ihrer Entwicklung, und speziell bei den nordischen Völkern beruht selbst die Staatenbildung oft nur auf Raubzügen in grösserem Stil; die Eroberer Englands unter Hengist und Horsa, die Angelsachsen, wie Knut der Däne, die Langobarden in Oberitalien, die Normannen in Süditalien und Frankreich: was waren sie anders als abenteuernde Raubscharen? Und ihre Staatenbildungen haben sich als lebenskräftige Neuschöpfungen erwiesen. Die ritterliche Romantik des frühen Mittelalters fand ihren Ausdruck in Vikergerzügen, wie die des späteren in den Kreuzzügen. Als auch die Wenden in diesen Zustand eintraten, war es für sie zu spät: die Welt war weggegeben. Im Norden hatten die zur Ruhe gekommenen skandinavischen Völker sich staatlich konsolidiert, und im Süden waren die deutschen Wenden-Marken zu starken Staatswesen erwachsen. Cruto und sein Geschlecht, zu dem auch Niklot gehört, die wir als die Träger dieser aufsteigenden wendischen Heroenzeit ansehen, haben vergeblich an dieser festgewordenen Ordnung gerüttelt; nur im Wendenlande selbst haben sie sich eine starke Macht schaffen können, eine Macht, welche stark genug war, selbst den Sturz des wendischen Volkes zu überdauern und das Mecklenburger Land in die neuen Formen staatlichen Lebens hinüberzuleiten.

Wir schliessen hier unsere allgemeinen Betrachtungen über wendische Kulturzustände. Sie sind unzusammenhängend genug; ich verzichte besonders gänzlich auf eine Besprechung der religiösen Vorstellungen der Wenden. Die slavische Mythologie ist ein Irrgarten, in dem sich zu orientieren den Rahmen eines Vortrags weit überschreiten würde.

Auch würde an dieser Stelle zu besprechen sein, was an „wendischen Altertümern“ im engeren Sinne bekannt ist und wir hätten die Wege aufzusuchen, auf denen die Kunst- und Industrieprodukte unseren Wenden gekommen sind; doch sind das Fragen, welche ohne detailliertere Behandlung nicht zur Klarheit zu bringen sind und die darum einer anderen Stelle vorbehalten bleiben mögen.\*) Nur so viel sei hier erwähnt, dass es der neueren urgeschichtlichen Forschung, hauptsächlich unter der Führung von Rudolf Virchow, gelungen ist sichere Kennzeichen des Wendischen festzustellen, besonders auf dem Gebiet der Keramik und dass wir so in den Stand gesetzt sind uns aus der Hinterlassenschaft der alten Bevölkerung ein Bild der Landesbesiedelung zu machen.

Wie weit sind wir nun auf diesem Wege gelangt? Zunächst kennen wir heute eine Reihe von Ansiedelungen an und in Sümpfen und Seen; auf flachen Stellen im Wasser, z. T. auch auf niedrigen Inseln wurde ein Pfahlwerk errichtet oder der Boden durch Balkenanlagen und Faschinenwerke so befestigt, dass er die Hütten, meist nur aus Flechtwerk mit Lehm-

---

\*) Eine Behandlung der wendischen Altertümer ist für das diesjährige Jahrbuch des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde (Band 58) in Aussicht genommen.



bewurf bestehend, tragen konnte. Irgend eine Form des Steinbaues haben die Wenden nicht gekannt, erst die christlichen Ansiedler haben massive Häuser errichtet. Das erste bekannt gewordene Steinhaus in den Wendenländern ist, soweit ich sehen kann, der Bischofssitz von Aldenburg in Nezenna (= Gnisow an der Trave), schon 988, doch ist die Quelle dieser Erwähnung, Helmold, in solchen Dingen nicht ganz zuverlässig.

Eine Pfahlbau- oder Packbauansiedelung der eben angegebenen Art war auch das alte Schwerin. Es ist bekannt, dass die Insel, welche das Residenzschloss unseres Fürstenhauses trägt, der Ort des alten wendischen Burgwalls Schwerin ist, welcher an der Stelle des alten „Zeughauses“ (am Burgsee, rechts vom jetzigen Portal) gelegen haben wird; kein deutsches Fürstenschloss reicht in eine so graue Vorzeit zurück, wie das unsere. Wo aber der wendische Ort Schwerin gelegen hat, darüber gehen die Meinungen auseinander. Das naturgemässeste war anzunehmen, dass die Stadt, das suburbium, in unmittelbarer Nähe der Burg gelegen hätte, also etwa auf dem heutigen alten Garten; und das ist wohl möglich. Doch kann die Ausdehnung von hier stadteinwärts keine weite gewesen sein, da unter den zahlreichen Kulturresten, welche neuerdings, als der Baugrund des Theaters und des neuen Regierungsgebäudes ausgehoben wurde, zu Tage gefördert sind, sich nur geringfügige slavische Reste gefunden haben; lag das alte Schwerin auf dem alten Garten, so hat es seine weitere Ausdehnung am See entlang nach dem Marstall hin genommen, denn hier treten wendische Relikten in grosser Fülle zu Tage; auf den Marstallwiesen, welche vor tausend Jahren selbstverständlich noch ganz unter Wasser gelegen haben, kommen bei jeder Bodenveränderung Scherben und andere Kulturreste an das Tageslicht, welche beweisen, dass hier ein ausgedehnter wendischer Pfahlbau oder Packbau gestanden hat, — das alte Schwerin.

Ähnliche Erscheinungen wiederholen sich bei den anderen alten Städten. Doch glaube ich vor einem falschen Schlusse warnen zu müssen. Wenn wir die Hinterlassenschaft der Wenden überwiegend aus früheren Wasserflächen entnehmen, so liegt die Folgerung nahe, dass also die Wenden überwiegend im Wasser gewohnt haben müssen, eine Folgerung, welche zu weiteren Schlüssen über die Lebensweise derselben als ein Fischervolk u. s. w. führen müsste. Das widerspricht dem Bilde, welches man nach der historischen Kenntnis sich von den Wenden machen muss, durchaus. Und der Schluss ist auch nicht zwingend. Wir werden auf festem Lande reichlich wendische Überbleibsel gehabt haben, aber sie sind eben dort der Zerstreuung viel mehr ausgesetzt. Die wendischen Dörfer blieben bewohnt, und so ging der Nachlass der alten Bevölkerung unter; ferner ist es natürlich, dass die Ansiedlungen im Wasser, die schwer zu schaffen waren, eine grössere Stabilität bewahrt haben, als die leicht zerstörbaren und leicht wieder aufzubauenden Hütten auf festem Lande.

Allerdings, eine Gruppe wendischer Bauanlagen gehört durchaus dem feuchten Elemente an, und das sind zugleich die einzigen monumentalen Bildungen, welche das Wendentum hinterlassen hat, die Burgwälle. Die Burgwälle sind Schutzbauten, bestehend aus Erdwällen, welche im Wasser, wohl immer mit Benutzung natürlicher Inseln oder Untiefen, errichtet sind, fast immer nahe dem festen Lande und mit diesem durch eine Brücke verbunden. Die Form variiert zwischen dem Viereck mit abgerundeten Seiten und dem Kreise, letztere sehr selten. Spuren der Bewohnung begegnen auf diesen Wällen auf Schritt und Tritt: Scherben, zerbrochene



Eisensachen, gelegentlich auch ein Bronzegegenstand, Reste der alten Lehmhütten u. s. w., natürlich Alles verlorene oder verworfene Sachen, unter denen man grössere und bessere Dinge nicht erwarten darf. Nur einmal ist bei uns eine Begräbnisstätte auf einem Burgwall bekannt geworden (Alt-Bukow). Diese Burgwälle nun sind nicht nur der Sitz unserer ältesten Fürsten, sondern auch der Schauplatz und das Ziel der Kämpfe um dieses Land, und so die ehrwürdigsten Zeugen unserer alten Landesgeschichte. Es kann nicht Aufgabe dieser Betrachtung sein, die ausserordentlich grosse Zahl derselben hier auch nur einem summarischen Überblick zu unterziehen, doch sei es gestattet, einige besonders bedeutungsvolle herauszuheben.

Der älteste Burgwall, welcher in unserer Geschichte Erwähnung findet, liegt bei Glaisin bei Eldena, die maxima civitas Smeldingorum; er war die Hauptburg der Smeldinger, eines wendischen Stammes zwischen Sude und Elde, im wesentlichen die heutige Jabelheide bewohnend, und daher das Obotritenland von der Elbe trennend. Im Jahre 809 eroberte der Obotritenfürst Thrasko die Burg und dehnte damit sein Machtgebiet bis an die Grenze des Frankenreiches aus. Der Wall ist vortrefflich erhalten und später, wie es scheint, nie wieder benutzt; er würde also, einer planmässigen Untersuchung unterzogen, uns Aufschluss geben können über die Kulturzustände der Wenden zu der Zeit, wo das Licht der Geschichte zum ersten Male in unsere Gegenden leuchtet. Der Burgwall von Glaisin ist früh verschollen und erst spät wieder entdeckt; allgemeiner bekannt sind jene Wälle, bei denen sich der Schlussakt des Trauerspiels vom Wendentum abgespielt hat. Es ist bekannt, dass Niklot, als er im Jahre 1160 sich nicht stark genug fühlte, dem doppelten Angriffe des Sachsenheeres unter Heinrich dem Löwen, welches von Westen herzog und der Dänen unter Waldemar, welche in der Warnowmündung landeten, zu widerstehen, seine erste Verteidigungslinie aufgab und seine Macht weiter rückwärts zusammenzog, wo seiner dann bei Werle ein ungeahnt rasches Ende wartete. Die erste Linie bestand aus den Burgen von Schwerin, Dobin, Mecklenburg und Ilow. Wir haben oben die Burgwälle als die Festungen der einzelnen Gaue aufgefasst und nehmen an, dass bei ihrer ursprünglichen Anlage durchaus lokale Interessen die Entscheidung gegeben haben. Das schliesst natürlich nicht aus, dass eine Fürstengewalt, wie die Niklots, welcher ein strafferes Zusammenschliessen der Kräfte des Wendenlandes gelungen war, aus diesen Gauburgen sich ein Verteidigungssystem schuf. Schwerin zwischen den sumpfigen Niederungen der Lewitz und dem Störthale einerseits, dem See andererseits, Dobin am Nordende des Sees, Mecklenburg in dem breiten Wiesenthale südlich von Wismar, welches damals zum grössten Teile sicher noch Seebecken war, und Ilow, nahe der Küste, boten bei gemeinsamer Verteidigung eine vortreffliche Linie gegen einen westlichen Feind. Wann und unter welchen Umständen diese Burgen zuerst gebaut sind, entzieht sich unserer Kenntnis.

Der Burgwall Schwerin nahm, wie schon besprochen, die Schlossinsel ein und erscheint gleich bei seiner ersten Erwähnung als eine Hauptburg der Obotritenfürsten. Im Jahre 1018 griffen die noch heidnischen Lutizer die christlichen Obotriten unter dem greisen Mistizlav an, belagerten diesen in seiner Burg und zwangen ihn zur Flucht. Die allgemein angenommene Erklärung für den Namen Schwerin ist bekanntlich „Tierort“, und es ist eine ansprechende Vermutung des verstorbenen Archivrats Beyer, dem ich allerdings in seinen weiteren Ausführungen nicht zu folgen vermag, dass die betreffenden Tiere die heiligen Pferde



des Gottes Radegast gewesen seien, des Hauptgottes der Obotriten, dessen Verehrung auch bei der obotritischen Hauptburg vorauszusetzen ist. Doch mag es nicht unerwähnt bleiben, dass die älteste Namensform Zuarin ist; das heisst Kriegsplatz (zuar = Krieg) und erinnert unwillkürlich an den Namen Zuarasici (Zuarasi bei Thietmar), welcher dem Radegast als Kriegsgott zukommt. Mit Schwerin am Südennde des Sees korrespondierte am Nordende der Burgwall Dobin, dessen Name untergegangen und nur in dem „Döwese“ sich erhalten hat; die Verbindung zwischen den beiden ist vielleicht nicht wie heute an dem Westufer des Sees, sondern an dem Ostufer vor sich gegangen: dann reiht sich auch ein kleiner, noch heute wohlerhaltener Burgwall hier ein, der sog. Reppin bei Müess, dessen Aufgabe offenbar die Deckung des Störüberganges war.

Der Burgwall Dobin ist einer der interessantesten Burgwälle in Mecklenburg. Einmal durch seine Lage: auf einer schmalen, niedrigen Landenge zwischen dem Nordende des Sees und dem kleinen Döwese, damals der Spitze einer natürlichen Insel angelegt, bietet er noch jetzt, trotzdem die Wälle längst niedergeackert und das ganze Profil breiter und flacher geworden ist, ein vortreffliches Bild einer wendischen Burg, und Burgwallaltertümer lassen sich dort in Fülle sammeln. Zweitens aber durch seine geschichtliche Bedeutung: Dobin muss im elften Jahrhundert der Knotenpunkt der nordsüdlichen und ostwestlichen Verkehrswege im westlichen Mecklenburg gewesen sein, indem die Landstrasse von Demmin und damit der Jomsburg nach Holstein und Dänemark hier durchging. Die Wahl des benachbarten Kleinen als Eisenbahn-Knotenpunkt hat hier unbewusst an uralte Verkehrsverhältnisse in unserm Lande angeknüpft. Allerdings, erwähnt wird Dobin erst spät; bei dem ersten Kreuzzuge gegen Niklot 1147 war der Ort das Hauptziel der sächsischen und dänischen Heere, welche an der „berüchtigten Seeräuberstadt“, wie der dänische Geschichtsschreiber sie nennt, Rache nehmen wollten, und Niklot konzentrierte hier seine Verteidigung, offensichtlich mit demselben Streben wie dreizehn Jahre später, sich die Rückzugslinie offen zu halten. Dobin hat damals nicht erobert werden können; 1160 verbrannte Niklot freiwillig die Verschanzungen, und dann ist die Stätte mit einer kurzen Ausnahme öde geblieben.

Reicher ist die Geschichte der Michelenburg, welche dem Lande den Namen gegeben hat. Bei dem Dorfe Mecklenburg erheben sich noch heute wohlerhalten in einer feuchten Wiesenniederung auf ehemaligem Seeboden die stattlichen Wälle: leider in ihrer Gesamtanlage kaum erkennbar, da der ganze Wall bepflanzt ist. Die Bepflanzung ist im Jahre 1847 geschehen in der wohlgemeinten Absicht, der ehrwürdigen Stätte so vor anderer Benutzung Schutz zu gewähren. Die Folge ist aber gewesen, dass nicht nur das Profil gänzlich zerstört ist, sondern auch Untersuchungen auf dem Walle sehr erschwert sind und die Altertümsreste, welche der Boden noch birgt, durch die Pflanzenwurzeln zerstört werden. Die Bedeutung des Walles sagt schon sein Name „die grosse Burg“. Mikelinburg, Michelnburg, latinisiert castrum Magnopolense, so lautet der Name in allen unseren einheimischen Quellen, und es konnte zweifelhaft sein, ob die Deutschen der Slavenburg diesen Namen spontan beigelegt oder ob es die Übersetzung des einheimischen Namens sei oder ob gar, wie selbst ein Müllenhoff annahm, der Name altgermanisch und von den eindringenden Wenden übernommen sei, bis vor einigen Jahren in dem schon mehrmals angezogenen arabischen Reiseberichte, welcher für uns die Haupt-



quelle wendischer Dinge geworden ist, ganz unerwartet der alte Name auftauchte. Ibrahim erzählt von dem Reiche der westlichen Wenden unter König Nakun, dessen Hauptstadt Wiligrad, d. h. grosse Burg er besucht und beschreibt. Die Zusammensetzung des Wortes ist durchsichtig: der erste Teil heisst „gross“ (velu heisst polnisch gross), grad = Burg. Der deutsche Name ist also wörtliche Übersetzung, denn michil ist das althochdeutsche Wort für „gross“. Ibrahims Erwähnung von Mecklenburg ist die älteste authentische; es war damals also der Hauptort des Landes. Bedeutungsvoll ist auch ihr nächstes Vorkommen. 995 unternahm Kaiser Otto III. einen abenteuerlichen Zug in das damals sehr verrufene Wendenland und hat eine Urkunde von Mikilenburg datiert, das älteste schriftliche Dokument, welches auf unserm Boden abgefasst und erhalten ist. Hier wurde auch, wenn man Helmold glauben darf, schon im zehnten Jahrhundert die erste christliche Kirche, ja ein Kloster errichtet, und der hochstrebende Erzbischof Adalbert konnte schon daran denken hier ein Bistum zu errichten; nach dem ersten Kreuzzuge wurde 1149 der erste Bischof von Mecklenburg ernannt, doch schon 1158 der Bischofssitz nach Schwerin verlegt, von wo aus dann Berno seine gesegnete Thätigkeit entfaltete. Während nach Niklots Sturz bekanntlich Schwerin Sitz des deutschen Grafen wurde und blieb, wurde Mecklenburg mit dem übrigen Lande 1167 dem einheimischen Fürstenhause zurückgegeben, und Pribislav und seine Nachfolger nahmen ihren Sitz auf der Feste, nach der sie sich auch Herrn von Mecklenburg nannten; 1256 wurde dann der Fürstensitz nach Wismar und 1359 nach der Wiedervereinigung der Obotritenlande nach Schwerin verlegt; und die alte Wendenburg verödete.

Über die vierte Burg in dieser Linie, Ilow, will ich hier hinweggehen. Dieselbe liegt wohl erhalten mit ihrem alten Namen bei Teschow nordöstlich von Wismar.

So bleibt noch Werle über. Auch der Platz dieser denkwürdigen Burg ist gefunden und wird gut erhalten. Sie liegt südlich von Schwan am rechten Warnowufer bei dem Dorfe Wiek. Auch sie wird, wie Dobin, erst am Ende der Wendenzeit erwähnt. Dass Niklot gerade Werle zum letzten Stützpunkte wählte, geschah wohl, um sich den Weg nach Demmin und Rügen, dem Stammlande seines Hauses, von wo er seine besten Hülfsstruppen bezog und für deren Götter er kämpfte, offen zu halten. Werle, an der Grenze des Kessiner- und Obotritenlandes gelegen, war ohne Zweifel eine wichtige Station jener in ihrem Anfange als via regia bezeichneten Strasse, die wir schon erwähnt haben. Burg Werle blieb in den Händen Pribislavs; sein Enkel Heinrich Borwin II. nahm den Ort zur Residenz und nannte sich nach ihm Herr von Werle, ein Titel, der geliebt ist, auch als unter ihm und seinen Söhnen die neue Stadt Güstrow den Wendenort ebenso ersetzte, wie im Westen Wismar Mecklenburg; auch die Burgstätte von Werle wird vergessen.

Die Grenzen der heutigen Betrachtung steckt die Geschichte und der Boden unseres Landes. Einen Blick aber wollen wir von dieser Stelle hinüberwerfen nach unserer lieblichen Nachbarinsel Rügen, welche in der ganzen Wendenzeit mit Mecklenburg auf das engste verbunden, gerade auch auf dem Gebiete der Burgwälle Bilder aufzuweisen hat, die an eigenartiger Poësie die unseren weit übertreffen. Der Grund liegt einmal in der verschiedenartigen Anlage, indem die Rujaner ihre Burgen nicht, wie die Obotriten und Lutizer in Sümpfen, sondern gerade hoch und frei an landschaftlich ausgezeichneten Punkten anlegten, sodann in der Art



ihres Falles, indem die Rügenschcn Burgen von den Dänen unter ihrem heldenhaften König Waldemar und dem streitbaren Bischof Absalom gebrochen wurden, ein Ringen im Charakter alter Heroenkämpfe, wo die kaum gezügelte VIKINGERKRAFT der Dänen mit dem trotzigen Freiheits- und Freibeutersinn der Rügenschcn Seeleute zusammenstieß; dieses Ringen hat auch in der nordischen Skaldenpoësie seinen Ausdruck gefunden und ist z. B. in der Knytlingasage und bei Saxo Grammaticus zur dichterischen Verklärung gekommen. Einer solchen Verklärung waren die nüchternen Eroberungszüge des Realpolitikers Heinrich des Löwen nicht fähig, und dieser Reiz geht den Kämpfen auf unserm Boden ab, während er die Stätten auf Rügen geweiht hat. Der Rugard, die geheimnisvolle Herthaburg mit ihrem aus Misverständnis hervorgegangenen Namen und noch mehr Arkona, der letzte wellenumrauschte Hort der wendischen Heidenwelt, sind vielgenannte, von dem grossen Touristenstromc nach ganz Deutschland getragene Orte, während Mecklenburg und Werle kaum im eigenen Lande bekannt sind. Und in diesem Zusammenhange würde ich gern auch eine heilige Stätte auf unserem Boden aufzeigen, welche wohl ein Jahrhundert lang den Mittelpunkt des nationalen und religiösen Widerstandes gebildet hat, das ist das vielgesuchte Rethra, um welches neuerdings der Streit wieder heiss entbrannt ist. Doch würde es uns hier viel zu weit führen, in diese Kontroverse mit einzutreten. Erst in neuester Zeit hat eine exakte Quellenanalyse die gesunde kritische Grundlage für die Lösung des Problems gegeben; ohne die Hilfsmittel der Ausgrabung oder evidentcr Funde ist sie aber nicht zu finden. Doch kann ich nicht umhin zu gestehen, dass von allen bisher vorgeschlagenen Stätten mir die Fischerinsel bei Wustrow in der Tollense noch immer am annehmbarsten erscheint. Was ist es nun, was uns gerade an diesem Orte interessiert? Wir haben oben gesehen, dass es bei den westlichen Slaven zu einem staatlichen Zusammenschluss nur vorübergehend gekommen ist; das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit hat Obotriten und Lutizern gefehlt, wie es Völkern in jugendlichem Zustande zu fehlen pflegt; eine Art Ersatz war der gemeinsame Kultus des Gottes von Rethra, in dessen Tempel die Feldzeichen aufbewahrt und dessen Orakel über Krieg und Frieden entschieden; Rethra war, was Delphi in der Jugend des hellenischen Stammes für Griechenland war, ein Mittel nationaler Einigung, ja, ich glaube, dass unsere Quellen hinreichen, um die Entwicklung einer religiös-nationalen Bewegung, deren Träger die Priesterschaft von Rethra war, verfolgen zu können. Wir wissen, dass jeder wendische Gau seinen Gott hatte und dass natürlich deren Verehrung mit der Einführung des Christentums fiel; das Obotritenland wurde in der Zeit Heinrich I. und Otto I. dem Christentum gewonnen, und wenn auch das Heidentum wieder hergestellt wurde, so war das Ansehen der früheren Tempelstätten geschwunden; wir hören nichts mehr von heidnischen Tempeln auf diesem Boden; die Lutizer verharrten im Heidentum, und die Verehrung des Gottes der Redarier, des Radegast, in Rethra verdrängte, nicht ohne Widerstand der anderen Stämme, die anderen Götter; im Tempel des Radegast standen auch Bildsäulen der anderen, offenbar die Götter der anderen Stämme, welche in eine untergeordnete Stellung zurückgedrängt waren. In jenem Aufstande von 1018, bei welchem Schwerin zum ersten Male erwähnt ist, fallen auch die Obotriten dem Redariergotte zu, und die mühsam geschaffenen Anfänge eines christlichen Volkstums werden zertreten. Dieses ist die Blütezeit von Rethra, dessen Einfluss nun im ganzen Wendenlande herrschend ist und auch über den hochbedeutenden



Versuch Gottfrieds ein nationales, aber christliches Wendenreich zu schaffen den Sieg behält; im Jahre 1066, wo bekanntlich Gottschalk in der Kirche zu Lenzen ermordet wurde, wurde der Bischof von Meeklenburg, Johannes, erschlagen, verstümmelt und sein Haupt dem Radegast in Rethra zum Opfer gebracht; Hamburg und Schleswig wurden von den Radegastverehrern verbrannt. Mit diesem gewaltigen Ausbruch war allerdings die Kraft von Rethra erschöpft: schon im Winter 1067/68 unternahm der abenteuerliche Bischof Burkhard von Halberstadt einen kecken Zug in das Redarierland, bemächtigte sich des heiligen Rosses des Radegast und sprengte auf demselben davon, und er hat den herrschenden Einfluss von Rethra mitgenommen; wann die Tempelburg zerstört ist, wissen wir nicht, ich glaube hinreichend Gründe zu der Annahme zu haben, dass es schon in dem wenig bekannten Wendenzuge des jungen Kaisers Heinrich IV. 1069 geschehen ist. Nach dem Sturze von Rethra ging sein Ansehen auf Arkona mit seinem Svantevittempel über, und als Vorkämpfer dieses Gottes hat man Cruto und seine Nachkommen aufgefasst, welche die Herrschaft im Oboritenlande erringen und denen vielleicht auch Niklot angehört. Aus jener Zeit nun, wo Rethras Einfluss sich auch über das Obotritenland ausdehnte, stammt die einzige authentische Schilderung des Heiligtums, welche wir besitzen, die von Thietmar von Merseburg (gegen 1018). Wir erfahren daraus, dass der Tempel in abgeschiedener Waldeinsamkeit an einem düstern See lag, dass seine Wände mit künstlichem Schnitzwerk reich verziert waren u. dergl. Das Land der Redarier ist das heutige Neu-Strelitz, und da das Heiligtum gelegentlich als Streitobjekt der Redarier mit den Tollensern erwähnt, ja als im Tollenserlande gelegen genannt wird, spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, dass Rethra nahe den Grenzen des Redarierlandes gelegen war. Aus den späteren Grenzen diese auch für die Zeit, in welcher das Heiligtum blühte, fest stellen zu wollen, ist ein müssiges Unternehmen, da wir ausdrückliche Nachricht von Kämpfen haben, in denen Grenzverschiebungen ungemein leicht eintreten konnten. In der endgültigen Feststellung der Lage von Rethra liegt eine Aufgabe für die gegenwärtige Forschung und eine Pflicht für die einheimische Altertumskunde wie die Aufdeckung von Olympia es für die klassische war, wenn auch auf grossartige Funde an der geheimnisvollen Tempelstätte nicht zu hoffen ist.

Kehren wir nach diesen Bemerkungen auf unsern Weg zurück, von dem wir etwas abgewichen sind. Unsere Frage war: was können wir nach sicheren Kriterien des Wendischen als wendisch bezeichnen? Von der Keramik waren wir ausgegangen, hatten dann die wendischen Wohnsitze und Burgen gefunden und kommen jetzt zu den Gräbern der Wenden. Es ist bekannt, dass die Kenntnis der entlegensten Vorzeit aus den Gräbern geschöpft wird; das Grab ist nach dem Glauben der primitiven Völker das Haus der Toten. Pietät, vielleicht Scheu vor dem Toten und erbrechtliche Anschauungen veranlassen die Ausstattung desselben mit der Habe des Verstorbenen. Es giebt lange Perioden unserer Vorgeschichte, wo allein die Beigaben in den Gräbern ein Bild der alten Kultur geben, ja, die am besten entwickelten Zeiten der mecklenburgischen Vorgeschichte, die ältere Bronzezeit und die erste Eisenzeit sind so gut wie ausschliesslich durch Grabfunde bekannt. So hat sich die vorgeschichtliche Archäologie gewöhnt in erster Linie an die Grabaltertümer anzuknüpfen und nach Form und Inhalt der Gräber die notwendige Sonderung ihres umfangreichen Materials vorzunehmen. Da schien denn hier und in unseren Nachbarländern die Bestattung in Urnen, welche die Reste



des verbrannten Leichnams bargen und in denen meist eiserne Geräte als Beigaben sich finden, sich ganz von selbst als wendisch anzubieten, nachdem man sich schon früher gewöhnt hatte, die grossen Hügelgräber mit ihren schönen Bronzegegenständen als germanische Hinterlassenschaft anzusehen, zumal solche Urnenfelder oft im Volksmunde als Wendenkirchhöfe bezeichnet wurden. Hügelgräber — Bronze — Germanen einerseits, Urnenfelder — Eisen — Wenden anderseits, das war ein Gleichungspaar, welches eine reinliche Scheidung ermöglichte; und diese Systematik hat ihre guten Dienste gethan, so lange es sich nur darum handelte, das weit-schichtige Material übersichtlich zu machen. Sie ist aber geradezu verhängnisvoll geworden, als man sie zu Folgerungen über Kulturzusammenhang der Wenden, zeitliche Stellung der Funde u. s. w. verwandte, und sie hemmt das Verständnis der vorgeschichtlichen Verhältnisse ausserhalb der Fachkreise bis zum heutigen Tage. Denn jene zweite Gleichung ist grundfalsch. Von den tausenden von Urnenfeldern, die heute in Norddeutschland bekannt sind, reicht, wie schon oben kurz berührt, auch kein einziges in die wendische Zeit hinein; kein einziges ist nach dem fünften Jahrhundert anzusetzen, sie sind alle echt germanisch. Es ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, dass noch einmal ein Urnenfeld auftaucht, welches wirklich ein „Wendenkirchhof“ ist, und ich gestehe gern, dass ich oft, wenn ich zur Untersuchung eines Urnenfeldes reiste, die Hoffnung hatte, nun auch einmal ein wendisches Urnenfeld zu finden und den Unterschied der wendischen von der germanischen Bestattungsart feststellen zu können, aber bisher hat sich nichts derartiges ereignet, und die Wahrscheinlichkeit wird immer geringer. Hat sich also bisher kein „Wendenkirchhof“ als wendisch erwiesen, wo sind dann ihre Begräbnisse? und zunächst: wie haben die Wenden ihre Toten bestattet? Die allgemeine Tradition ist, dass die Wenden Leichenbrand gehabt hätten, und man beruft sich dabei auf die zeitgenössischen Berichterstatter und auf Verbote heidnischer Grabgebräuche von Seiten der christlichen Missionare. Diese letzteren aber besagen weiter nichts, als dass den Christen verboten wird, ihre Toten zwischen den Heiden in Wald oder Feld zu bestatten (sepelire); ob diese Bestattung eine Beisetzung verbrannter oder ungebrannter Leichen ist, davon ist gar nicht die Rede, ja, aus dem Umstande, dass das Verbot des Bischofs nur auf den Ort der Bestattung geht, die Art aber gar nicht erwähnt, könnte man sogar schliessen, dass die letztere die gleiche gewesen sein müsse, also auch die heidnischen Wenden schon die Beerdigung gehabt haben müssten. Und eben dahin führt eine Betrachtung unserer Berichterstatter: weder Thietmar, noch Adam oder Helmold oder die Biographen Ottos von Bamberg erwähnen den Leichenbrand bei den Wenden ausdrücklich, obgleich sie doch oft Gelegenheit nehmen, von wendischen Sitten zu sprechen. Und wenn man dieses argumentum e silentio gar nicht betonen will, so ist doch das klar, dass irgend ein Zeugnis für den Leichenbrand bei den Wenden nicht existiert und allein der archäologische Befund hier Aufschluss geben kann. Wir haben oben gesehen, dass slavische Diagnostica vorhanden sind, z. B. der „Schläfenring“ und die Gefässformen, besonders das Wellenornament. Beide finden wir nun gelegentlich in Skelettgräbern, die sich damit als wendisch dokumentieren und die in grösster Gleichheit der Anlage und Ausstattung überall wiederkehren, wo Slaven gewohnt haben; in grösserer Anzahl vereinigt, also wirkliche Grabfelder, sind in Mecklenburg bisher nur zwei bekannt geworden und ausgebeutet, das eine bei Bartelsdorf bei Rostock, das andere bei Zehlen-



dorf am Recknitzthale, beide im alten Kessinerlande gelegen. Es waren Kirchhöfe in unserem Sinne, aber doch mit wesentlichen Unterschieden; zunächst fehlte die durchgehende ostwestliche Orientierung der Leichen, welche so alt ist, wie christliche Beerdigungssitte überhaupt; in Zehlendorf lag eine Gruppe nordwestnord-südostsüdlich, eine andere nord-südlich, bei neben einander liegenden war das Gesicht nach der anderen Richtung gekehrt; regelmässige Reihen waren nicht zu beobachten; die Tiefe wechselte zwischen 20 Centimeter und 1 Meter, einige lagen auf einem Steinpflaster, über andere war ein Brett gelegt, einige grössere Nägel liessen auch auf Särge schliessen, kurz eine Regellosigkeit der Anlage, welche entweder auf eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Grabgebräuche überhaupt oder auf einen Mangel festbegründeter Sitte, d. h. eine Zeit des Übergangs schliessen lässt. Die Beigaben, welche die Beerdigten haben, sind nur geringfügig: eiserne Messer mit Lederscheiden und Bronzebeschlag, Schläfenringe aus Bronze, z. T. mit Silberbelag, einmal eine silberne Stirnbinde und einmal eine kleine Wage zum Geldwägen, Thon- oder Glasperlen, auch eine Urne mit dem bekannten Ornament, stets nur ein Stück bei einem Leichnam, das ist Alles. Dagegen ist in Zehlendorf eine sehr wichtige Beobachtung gemacht, dass nämlich unmittelbar neben dem Kopfe eines Leichnams eine Urne stand ganz mit zerbrannten Gebeinen gefüllt und man hier also in handgreiflicher Weise Leichenbrand und Beerdigung neben einander hatte. Verwandte Funde zeigen unsere Nachbarländer. Es liegt ausserordentlich nahe, anzunehmen, dass in der Beerdigung christliche Sitte sich schon geltend macht, während der Leichenbrand natürlich heidnisch ist; Funde in anderen Ländern und die Form der Urnen zwingen uns, die wendischen Skelettgräber ziemlich an das Ende der wendischen Zeit zu rücken, in das zwölfte, höchstens elfte Jahrhundert. Und dann bleiben immer noch fünf Jahrhunderte auszufüllen. Dass dieselben leer scheinen, hat meines Erachtens seinen Grund in der Sorglosigkeit, mit welcher die Wenden ihre Toten behandelten. Die Grabstellen der Steinzeitbevölkerung mit ihren imponierenden Bauten aus riesigen Granitblöcken, die Hügelgräber der Bronzezeit mit ihrem reichen fremdartigen Inhalte haben die Aufmerksamkeit seit Jahrhunderten auf sich gezogen und diese Gräber allgemein bekannt gemacht. Daneben erhalten wir doch sporadisch Nachricht von Aschenstellen und Brandschichten mit oder ohne Steindamm, welche im Acker hier und da gefunden werden und zwischen denen Knochenstücke und Scherben lagen; achtlos werden dieselben zerstört, und nur selten findet sich Jemand, der die Scherben sammelt und einer sachkundigen Persönlichkeit vorlegt. In einigen Fällen, wo es geschehen ist, konnte der unverkennbare slavische Charakter dieser Scherben konstatiert werden. Und damit haben wir eine Form der Bestattung gefunden, welche das scheinbare Fehlen wendischer Gräber völlig erklärt. Der Tote wurde verbrannt, seine Gebeine liess man auf der Brandstelle liegen oder barg sie mit den Resten des Scheiterhaufens in einer Aschengrube, gelegentlich auch in Urnen, einige Thongefässe, wohl auch ein oder der andere Gebrauchsgegenstand wurde ihm nachgeworfen, aber ein Grabbau irgend welcher monumentaler Art wurde nicht erbaut, höchstens, wie wir es von den altrussischen Slaven wissen, ein hölzerner Gedenkpfeiler auf der Grabstätte errichtet. Solche Gräber waren um so eher der Zerstörung ausgesetzt, als die wendischen Ortschaften bewohnt blieben. Mit dem Einflusse des Christentums wird dann auch die Sitte der Beerdigung eingedrungen und allmählich herrschend geworden sein. Als unsere deutschen Berichtersteller mit den Wenden in Berührung traten,



war dieses schon der Fall, und so erklärt sich ihr Schweigen. Eine Nachricht aber hat der älteste und wichtigste von ihnen uns erhalten: Thietmar spricht von den Slaven, welche glauben, dass mit dem zeitlichen Tode Alles zu Ende sei, (I, 7) *Sclavi, qui cum morte temporali omnia putant finire*. In diesem Glauben liegt eine Erklärung für die Formlosigkeit der wendischen Bestattungsgebräuche, welche in so schroffem Gegensatze steht nicht nur zu der viel gelobten Pietät der Slaven Alten und Schwachen gegenüber, sondern auch zu der Sitte der stammverwandten Germanen. Die Germanen gaben ihren Helden sein Schwert und seine Lanze wie sein Streitross mit in das Grab, denn er brauchte diese Gefährten in der Walhalla, wo er weiter lebte und kämpfte, wie im Diesseits; dieses starke Gefühl für Persönlichkeit und deren Unzerstörbarkeit ging den Slaven ab, davon zeugen auch ihre Grabgebräuche.

Wir sind mit unserer Betrachtung zu Ende. Ein volles Bild wendischer Kultur und wendischer Stammesart haben wir nicht gewonnen, auf die Gründe ist am Eingang hingewiesen. Und spurlos — scheint es — sind die Wenden auch von unserem Boden wieder verschwunden; schon ein Jahrhundert nach dem Beginn der Kolonisation unter Heinrich dem Löwen war Mecklenburg ein deutsches Land. Der Wendenstamm ist zerdrückt und zerrieben und seine Reste, vom Deutschtum aufgesaugt, verschollen. Und doch, wer an eine Vorsehung in der Geschichte der Völker glaubt, dem ist die Annahme der völligen Vernichtung eines Volkstums unmöglich, und wenn man sieht, wie gerade auf früherem slavischen Boden die mächtigsten deutschen staatlichen Gebilde, Brandenburg-Preussen, Sachsen, Österreich sich entwickelt haben und die neuere deutsche Geschichte fast ausschliesslich auf den staatlichen Formen beruht, die hier zur Entwicklung gekommen sind, da fragt man doch, ob nicht auch die slavischen Elemente ihr Teil dazu beigetragen haben. Wenn wir einst — der Weg dahin ist noch weit — Geschichte schreiben werden, wie Herder es ahnte, als eine Geschichte nicht mehr der Staaten, sondern der Völkerindividualitäten, dann wird sich herausstellen, wie viel Blut das verachtete und verdrängte Wendenvolk zu jener norddeutschen Stammesmischung hergegeben hat, und ob nicht jene eigentümlichen Züge zäher Geduld und resignierter Arbeitskraft von ihm stammen. Das Bewusstsein, zu solichem Bau der Ewigkeiten sein Sandkorn beitragen zu können, darin liegt der Idealismus der vorchristlichen Altertumskunde.



## II. Wie wurde Mecklenburg ein deutsches Land?

Rede zur Kaiserfeier des Gymnasiums am 27. Januar 1892.

Mit dem gesamten Deutschen Volke feiert unsere Schule heute den Geburtstag Seiner Majestät des Deutschen Kaisers, Wilhelm des Zweiten. Wir verehren in der Person des Deutschen Kaisers den Mann, den Gottes Willen berufen hat der Träger des deutschen Nationalgedankens zu sein und dem er das starke Reichsschwert in die Hand gegeben, um die Güter der Wohlfahrt und Gesittung, die im deutschen Volke lebendig sind, zu schützen gegen alle ihre Feinde; die Idee der staatlichen Einheit der deutschen Stämme und die Freude an diesem noch jungen deutschen Vaterlande ist es, was den Grund unserer Festfreude bildet. Und unser Volk hat solche Feste nötig, denn nur nach schweren Irrungen und auf verschlungenen Wegen ist die Vereinigung der deutschen Staaten zu einem Reichsganzen erst das Ziel der nationalen Sehnsucht und dann freudiger Besitz geworden. Und wenn wir so heute auch hier in Mecklenburg des Kaisers Geburtstag feiern, so ziemt es sich wohl unsere Blicke in jene Vergangenheit zu richten, wo dieser Boden ein deutsches Land geworden ist.

Und da tritt uns denn an der Schwelle unserer Geschichte ein hohes Bild entgegen, die gewaltige Kaisergestalt Karl des Grossen. Ihr wisst es, dass Karl die damalige christliche Kultur bis an die Elbe vorschob, indem er die wilden Sachsen nach schweren Kämpfen unterwarf. Damals traten auch die östlichen Nachbarn der Sachsen, die Wenden, zuerst in den Gesichtskreis der westlichen Kulturvölker. Als Cäsar Gallien eroberte, sah er sich genötigt sich auch mit den Germanen abzufinden, welche zum Teil als Feinde, zum Teil als Bundesgenossen den Hintergrund des staatlichen Lebens der Gallier bildeten; und er that es, indem er den stolzen Grenzstrom, den Rhein, in Fesseln schlug und die Germanen durch eine grosse Demonstration der römischen Machtmittel zurückschreckte, zugleich aber auch, indem er sich unter ihnen Bundesgenossen schuf, mit denen er die entlegensten gallischen Gaue im Zaune halten konnte. Was für Cäsar diese verbündeten Uiber u. s. w. waren, das war für Karl den Grossen der wendische Stamm der Obotriten, deren Name damals, 789, zuerst erwähnt wird. Was war das für ein Volk? Cäsar hat mehr gethan als die Germanen besiegt; mit kurzen scharfen Zügen hat er ein Bild ihrer Sitten, Lebensweise, Wohnsitze für alle Zeiten gesichert; etwas ähnliches fehlt bei den alten Wenden gänzlich: kein zeitgenössischer Schriftsteller giebt uns greifbare Kunde über ihr Leben und ihre Sitten, und so sind unsere Vorstellungen über alles, was wendisch heisst, nur schattenhaft und trübe. Ein nationales Staatswesen haben die



Wenden nur zeitweilig besessen; im allgemeinen zerfallen sie in einzelne Stämme mit Gauburgen und Gauführern, oft zu lockeren Verbänden geeinigt, meist im Kampfe mit einander. Solch ein Stamm waren die Obotriten, welche aber nicht, wie oft angenommen wird, das ganze heutige Mecklenburg bewohnten, sondern nur etwa ein Drittel, das Gebiet westlich der Warnow und nördlich der Hagenower Heide; im Süden wohnten einige kleinere Stämme, im Osten das grosse Volk der Wilzen oder wie es später gewöhnlich genannt wird, die Lutizer. Obotriten und Lutizer befinden sich in fortwährendem Kampfe, und zwar erscheinen die Obotriten stets als der friedlichere, der Kultur und Gesittung zugänglichere Stamm, während alle die wilden kriegerischen Bewegungen, welche den Hauptinhalt der wendischen Geschichte bilden und den Wendennamen gefürchtet und verhasst gemacht haben, von den wilzischen Stämmen ausgehen. Mit diesen Obotriten nun schloss Karl ein Bündnis; er unterstützte sie gegen die Wilzen und deren Verbündete und gewann ihre Hülfe gegen die Sachsen. Wie Cäsar über den Rhein, so ist Karl über die Elbe gegangen. Der älteste feste Punkt in Mecklenburg, dessen Lage wir noch mit Wahrscheinlichkeit bestimmen können, ist die Burg des Stammes der Smeldinger, welche Karl im Verein mit dem Obotritenfürsten Thrasico im Jahre 809 brach und nach deren Eroberung die Obotriten Grenznachbarn des grossen Frankenreiches wurden. Sie liegt bei dem Dorfe Glaisin bei Eldena. — Als aber Karl am Abend seines Lebens einen Abschluss seiner Eroberungen suchte, da hat er die Grenzen seines Reiches durch einen Grenzwall gesichert, ähnlich, wie die römischen Kaiser ihren limes durch Oberdeutschland zogen; das war der limes Saxonicus. Der Zug dieser Grenzbefestigung ist massgebend geworden für drei Jahrhunderte; der limes begann bei der Mündung der Delvenau in der Gegend des heutigen Lauenburg und wandte sich dann über die Trave hinüber zur Schwentine; er schloss also nicht nur Mecklenburg, sondern auch das östliche Holstein vom Reiche aus, und so wurden die Wenden ihrem Schicksale überlassen.

Der Lauf, den Karl der Grosse dem limes Saxonicus gab, wurde verhängnisvoll für die Entwicklung der Wendenländer. Karl hatte sich der Dienste der Obotriten bedient, wo er sie nutzen konnte, an den Wohlthaten eines geordneten Staatslebens hat er sie nicht teilnehmen lassen; ja, er verlieh ihnen nicht einmal den Schutz seines Reiches, sondern gab sie ihren Feinden, den Wilzen, zu denen sich bald die Dänen gesellten, Preis und trieb sie in ihre Arme. Aber wenn die Wendenlande auch ausserhalb der deutschen Reichsgrenze lagen, so sind sie doch nie wieder aus dem Gesichtskreise der deutschen Reichspolitik herausgetreten, sondern je höher die Flut deutschnationaler Bewegung anstieg, desto mehr ist sie auch über die wendischen Grenzen hinübergeschlagen, bis sie in der goldenen Zeit des deutschen Kaisertums die weiten östlichen Lande völlig überströmte.

Die nächsten Zeiten allerdings waren traurig genug. Ihren Feinden überlassen mussten die Obotriten wohl oder übel mit ihnen sich abfinden, und wir hören jetzt ihren Namen gemeinsam mit den Völkern nennen, welche damals eine Geissel der an den Nordseeküsten aufblühenden Civilisation waren. Normannen und Wenden nannte der Sachse in einem Atem, und der nationale Hass zwischen Sachsen und Wenden nahm schon damals jenen furchtbaren Charakter an, der nur mit dem Untergange des einen Stammes seine Lösung gefunden hat. Die Schwäche des fränkischen Reiches nach Karl des Grossen Tode hat bekanntlich dem



Räuberwesen der Vikinger Vorschub geleistet, und an diesen Zügen nahmen auch die Wenden teil; und die grossen Sachsenkaiser erkannten in der Befriedung der von den Wenden bewohnten Landstriche ihre Aufgabe. Heinrich I. besiegte die Wenden in der grossen Schlacht bei Lenzen 929, Otto I. rückte noch in demselben Jahre, wo er die Ungarn schlug, 955, auch in das Wilzenland ein und schlug die Schlacht „an der Raxa“ (in der Gegend von Malchow); ja, in diese Zeit fällt die für die Zukunft so bedeutungsschwere Gründung der sächsischen Markgrafschaften an der Elbe, die Schaffung des Erzbistums Magdeburg mit der Aufgabe die Mission in den Wendenländern zu übernehmen und in der Folge davon auch die erste Kirchen- gründung auf unserm Boden, indem bei Burg Mecklenburg auf den Namen des Apostel Petrus eine Kirche und dabei ein Nonnenkloster geweiht wurde; aber das waren schwache Keime, wenig gepflegt, in hartem Boden, welche der erste Frost des Nachwinters erstickte.

Das Ende des zehnten Jahrhunderts ist eine wundersame Zeit. Eine tiefe Erregung hatte die Gemüter ergriffen; noch lebte in den Herzen auch der christlichen Sachsen das alte Heidentum mit seinem Glauben an einen Sieg von Sünde und Elend, an einen Weltenbrand und ein Ende aller Dinge, und dieser Glaube verflocht sich sonderbar mit der Vorstellung des tausendjährigen Reichs, vor welchem der Antichrist erscheinen würde und seine Vorboten, die apokalyptischen Reiter, der Hunger, der Krieg und die Pest; und als nun die grosse Niederlage Otto II. in Unteritalien das Reich der sächsischen Kaiser zu stürzen schien und auch in den Wendenlanden ein allgemeiner Aufstand sich erhob, einige abnorm heisse Sommer die Saaten vernichteten und in ganz Norddeutschland Hungersnot im Gefolge hatten, da strömten die Wenden in Scharen über die Elbe und drangen verheerend in Sachsen ein, bis Bischof Bernward von Hildesheim, damals der erste Mann im Sachsenlande, ihnen am Zusammenfluss von Ocker und Aller seine Mundburg entgegenstellte. In der Wendennot sah man den apokalyptischen Reiter, welcher den Krieg bedeutet, und der gelehrte Notker Labeo in St. Gallen schrieb von den Wilzen an dem fernen baltischen Meere als von einem Riesengeschlechte, welches seine eigenen Kinder aufzehrte. Der damalige Kaiser Otto III. war nicht der Mann, einer solchen geistigen Bewegung zu widerstehen; im Gegenteil, in seiner schwärmerischen Phantastik gab er sich ihr ganz hin. Bekannt ist seine Wallfahrt nach Gnesen im Jahre 1000, von ähnlichen Motiven geleitet war wohl auch sein Zug in das Obotritenland 995. Er ist der erste Kaiser, dessen Anwesenheit auf unserm Boden dokumentarisch gesichert ist; eine Urkunde trägt des Kaisers Unterschrift und ist auf Burg Mecklenburg ausgefertigt. Jene wendische Bewegung aber war mehr als Raub- und Beutezüge einer verarmten Bevölkerung: ein religiöser Fanatismus durchdrang die wilden Scharen, welcher seinen Mittelpunkt in dem gefürchteten Nationalheiligtume von Rethra hatte. Dort hauste in abgelegnem Waldesdickicht in oder doch an einem See der Kriegsgott der östlichen Wenden, Radegast, mit dem Beinamen Zuarasi; aus den Schritten der heiligen Pferde prophezeiten seine Priester, und wenn Krieg oder sonstige Gefahr drohte, schickte er einen gewaltigen Eber aus dem Schlamme des Sees, welcher die ganze Gegend verwüstete; mit Menschenopfern war der Grimm des Gottes zu versöhnen. Wo Rethra gelegen haben mag, ist unsicher bis zum heutigen Tage; jedenfalls aber im südöstlichen Mecklenburg in Mecklenburg-Strelitz oder in den angrenzenden Schweriner Landesteilen; in jener Gegend lag damals das Schwergewicht, die Obotriten waren völlig zurückgedrängt, ja, im



Jahre 1018 wurde die damalige Hauptfeste derselben, unser Schwerin, ein Ort, der bei dieser Gelegenheit zuerst genannt wird, von den Wilzen (Lutizern) erobert und die Reste der christlichen Gemeinde hingschlachtet.

In diesen wüsten Verhältnissen trat ein Wandel ein, als die starken ersten Kaiser aus dem salischen Hause, Konrad II. und Heinrich III. die Marken des Reiches wieder aufrichteten und auch den wendischen Verhältnissen ihr Augenmerk zuwandten. In diese Zeit fällt eine eigenartige Neubildung im Wendenlande, der Beginn eines nationalen wendischen Reiches und zugleich volkstümlicher Mission. Die Entwicklung schliesst sich an den Namen des Obotritenfürsten Gottschalk, des ersten Wenden, der mit greifbaren persönlichen Zügen uns entgegentritt. Sohn eines wendischen Häuptlings, aber am Sächsischen Herzogshofe zu Lüneburg erzogen und doch zeitlebens ein ingrimmiger Feind des sächsischen Namens als der Erbfeinde seines Stammes, dann ein Mitglied der ritterlichen Tafelrunde des grossen Dänenkönigs Knut und sein Begleiter auf den Eroberungszügen in England und Schottland (wo er auch gegen den durch Shakespeare unsterblich gewordenen Macbeth kämpfte), so kehrte er nach Knuts Tode 1042 in seine Heimat zurück und versuchte seine Landsleute zu einer staatlichen Gemeinschaft zu verbinden, in Freundschaft mit Dänen und Deutschen, aber unabhängig von beiden. Einen begeisterten Förderer seiner Pläne fand er an dem hochstrebenden Hamburger Erzbischof, Adalbert von Bremen, der mit Freuden die Gelegenheit ergriff, seine geistliche Macht auch über die Wendenländer auszudehnen. Gottschalk errichtete überall christliche Kirchen, in Mecklenburg sogar ein Bistum, und er selbst unterrichtete seine Wenden im Christentum, indem er ihnen die Predigten der fremden Missionare in ihre Landessprache übersetzte. Gottschalk hätte für die Wendenländer werden können, was Karl der Grosse für die Franken und Alfred der Grosse für England geworden ist, der Begründer eines nationalen Reiches, wenn nicht der reissende Niedergang der deutschen Reichsmacht unter Heinrich IV. auch diese Gebiete in das allgemeine Wirrsal hineingerissen und eine gewaltsame Reaktion herbeigeführt hätte, welche alle die schönen Anfänge in Blut erstickte. In demselben Jahre (1066), wo Adalbert von Bremen in Tribur seiner Würden entsetzt wurde, brach, von Rethra ausgehend, ein furchtbarer Wendenaufstand aus, bei welchem Gottschalk in Lenzen am Altare ermordet, der Bischof Johannes von Mecklenburg weggeschleppt und in Rethra dem Radegast geopfert wurde.

Gottschalks Name steht mit Ehren an der Spitze der Fürsten der westlichen Wendenlande; und wenn auch das Werk seines Lebens untergegangen ist, der Gedanke eines wendischen Reiches blieb. Aber er änderte völlig seinen Charakter. Die Germanisierung der Wendenlande war trotz aller gewaltsamen Gegenbewegungen immer weiter vorgeschritten, und immer mehr vom Wendenlande war abgebröckelt: von Westen her schoben die Holsteiner Grafen ihr Gebiet immer weiter, und schon begann die Einwanderung deutscher Kolonisten; im Süden entwickelte sich die Mark Brandenburg, und im Osten zeigten sich die einheimischen pommerischen Fürsten dem Christentum und damit dem deutschen Einfluss immer geneigter. Wie eine Insel boten noch die Länder zwischen Oder und Trave, im wesentlichen das heutige Neuvorpommern mit Rügen und Mecklenburg der christlich-germanischen Flut Widerstand. Und dieser Widerstand nahm den Charakter eines fanatischen Verzweiflungskampfes an, wie ihn Völker zu führen pflegen, welche um ihre Existenz kämpfen. Die feste Burg in diesen



Kämpfen war, mit Verdrängung Rethras, für die Wenden die Insel Rügen und speziell die nördlichste Spitze, Arcona, wo auf steiler Höhe, weit in das Meer vorspringend, der Tempel des Gottes Svantevit, des Apollo der Wenden, stand. Von Rügen her ist wohl auch der Ursprung eines Geschlechtes zu leiten, welches an die Spitze dieser Bewegung tritt und auf unserem Gebiete nach Gottschalks Tode die Herrscherwürde erlangt, das Haus des Cruto, dem wahrscheinlich auch Niklot und damit unser ganzes hohes Fürstenhaus angehört. Die Rugier oder Ranen hatten in dauerndem, freundlichem und feindlichem Verkehr mit den Dänen sich zu tüchtigen Seefahrern und — das ist in dieser Zeit dasselbe — gefürchteten Seeräubern entwickelt. Mit dieser Macht im Bunde haben Cruto und seine Nachfolger noch einmal den Wendennamen zum Schrecken der deutschen und dänischen Küste gemacht. Es ist das letzte und kraftvolle Zusammenfassen der wendischen heidnischen Macht, was dem Hause Crutos seine hohe geschichtliche Bedeutung giebt. Als Enkel Crutos wird — sichere Kunde ist über diese Verhältnisse nicht erhalten — Niklot angesehen, den Ihr ja alle kennt, ein Mann mit dem starren Unabhängigkeitsgefühl und der unbändigen Thatkraft, wie die alten nordischen Sagen ihre Helden schildern. Niklot wusste seine Herrschaft vortrefflich zu befestigen durch Anlage oder Neuarmierung einer Reihe von Burgen, welche z. T. noch heute stehen. Seine Hauptburgen bildeten eine Verteidigungslinie gegen einen von Westen heranziehenden Feind: Schwerin am Süden des Sees, auf der Insel, die heute unser Fürstenschloss trägt, Dobin am Nordrande des Sees südlich von Hohen-Viecheln auf der Landzunge zwischen der Döwe und dem grossen See, Wilgrad, d. h. grosse Burg, von den Deutschen in Mecklenburg übersetzt, bei dem Dorfe dieses Namens und Ilow nordöstlich von Wismar; die drei letzt genannten sind erhalten.

Unter solchen Verhältnissen im Wendenlande ist die hohe Zeit der deutschen Kaisergeschichte, die der Hohenstaufen, angebrochen. Zweifach ist ihr Gesicht: das eine blickt in weite Fernen, wo verklärt vom Sonnenlichte des Südens und dem Glanze der grössten geschichtlichen Erinnerungen die Römische Kaiserkrone ihm winkt, das Symbol irdischer Machtfülle, — das andere blickt fest auf den heimischen Boden, den es sich erwerben will durch seine Arbeit und den es weiter vorschieben will, um Raum zu gewinnen für den Fleiss seiner Hände. Mit Vorliebe verweilt das Auge der alten Geschichtsschreiber und haftet auch unser Sinn bei dem ersteren, und Kreuzzüge und Römerfahrten scheinen den Inhalt unserer mittelalterlichen Geschichte zu bilden; fragen wir aber: wo liegen die dauernden Resultate der mittelalterlichen Geschichte und sehen dann, wie der Schwerpunkt der deutschen Entwicklung seit der Reformation in die altslavischen Länder rückt und heute die deutsche Kaiserstadt auf altem slavischen Kolonistenboden liegt, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein, dass die grösste That der mittelalterlichen Geschichte die Kolonisierung der ostelbischen Länder gewesen ist und die Schaffung eines neuen kräftigen deutschen Volksstammes auf diesem Boden, dem es beschieden war, der Stamm der Zukunft zu werden. In diesen Zusammenhang gehört auch die endgültige Unterwerfung der Mecklenburgischen Wenden.

Jene beiden Richtungen der deutschen Politik im Mittelalter gerieten schroff an einander, als Bernhard von Clairvaux das Kreuz predigte. Damals auf dem Reichstage zu Frankfurt 1147 liessen sich die norddeutschen Fürsten von der allgemeinen begeisterten Bewegung, welche zu dem Kreuzzuge trieb, nicht mit fortreissen; sie erklärten einen Zug in das heilige Land



für unnütz und gefährlich, so lange in ihrer nächsten Nähe die Greuel heidnischer Götzenverehrung unbestraft blieben und ihre Grenzen heidnischen Plünderungszügen offen standen. Pabst Eugenius III. war klug genug, ihnen beizustimmen, und liess einen Kreuzzug gegen die Wenden predigen. So zogen zu derselben Zeit, wo die grossen Kreuzheere unter Konrad III. sich nach Constantinopel in Bewegung setzten, die norddeutschen Fürsten und Bischöfe in drei Heerzügen gegen Mecklenburg und Pommern, und mit ihnen überschritt der junge Heinrich der Löwe bei Artlenburg die Elbe und kam so in das Land, welches der Schauplatz seiner grössten Thaten werden sollte. Der Zug, der uns hier besonders interessiert, ging in das Obotritenland. Niklot warf seine Hauptmacht nach Dobin, wohl, um die Hauptstrasse in das östliche Land, welche über Dobin führte, in seinen Händen zu behalten. Gegen ihn zog zunächst das Dänenheer unter seinen Königen Svein und Knud, welche in der Wismarischen Bucht gelandet waren und lagerte bei Hohen-Viecheln, dann das deutsche Heer, welches von Flessenow aus die Belagerungsthätigkeit begann. Das Ergebnis entsprach nicht den grossen Vorbereitungen: Niklots geschickte Verteidigung und Spaltungen im belagernden Heere führten zu einem friedlichen Abkommen. Dobin blieb unerobert, Niklot aber fand Friede unter einer drückenden Bedingung: er musste die Wiederaufrichtung des Mecklenburger Bistums und die Predigt des Evangeliums in seinem Lande gestatten; und zu diesem schweren Werke berief Herzog Heinrich einen Mann, den das christliche Mecklenburg dankbar seinen Apostel nennt, Berno, einen Mönch aus Kloster Amelungsborn an der Weser, einen Angehörigen jenes strengen Ordens der Cistercienser, welcher die ersten alten Satzungen des Mönchtums aufrecht erhielt und durch Sittenreinheit und Selbstzucht im Bunde mit praktischer Thätigkeit zu Arbeiten der Kolonisation besonders geeignet erschien.

Lange hat der Friede nicht gedauert. Zu tief war in den Wenden die Neigung zu räuberischem Umherstreifen gewurzelt, als dass sie sich an geordnete, friedliche Verhältnisse mit ihren Pflichten hätten gewöhnen können; bald erschollen wieder laute Klagen über wendische, besonders ranische, Seeräubereien, hauptsächlich aus Holstein, wo die junge deutsche Stadt Lübeck in rascher glänzender Entwicklung begriffen war, aber auch aus Dänemark; und nur die wichtigsten auswärtigen Verhältnisse hinderten den Löwen die Befriedung der Wenden in seine starke Hand zu nehmen. Erst das Jahr 1160 brachte die Entscheidung. Auch damals hatten die Wenden einen doppelten Feind: Sachsen und Dänen wollten beide Rache nehmen an ihrem Erbfeinde, beide auch lüstern nach dem Besitze des schönen Landes, welches als erstrebenswerte Siegesbeute sich ihnen bot. König Waldemar landete bei Warnemünde, zog den Breitling hinauf und besetzte Niklots Burg Rostock, während zu gleicher Zeit Heinrich von der Elbe her anrückte. Der Heerzug war ungleich besser organisirt als der von 1147; besonders Heinrich verfügte über ein vortreffliches, wohl gerüstetes Heer, und in dem Heere galt nur ein Wille, der eisenfeste des Löwen, der in den dreizehn Jahren zum vollendeten Staatsmanne sich entwickelt hatte. Niklot bemannte zuerst seine vier westlichen Burgen, als er aber hörte, dass die Dänen ihm in den Rücken gefallen seien, fühlte er sich zu schwach das ganze Land zu verteidigen, gab das ganze Obotritenland auf und warf sich nach Burg Werle bei Schwaan, um den Eingang in die östlichen Landstriche zu verteidigen und nötigenfalls sich die Rückzugsstrasse nach Demmin und Rügen zu sichern. Allbekannt ist sein Ende. Bei einem



Recognoscierungszuge, den er ohne jede Begleitung unternahm, wurde er von sächsischen Rittern erschlagen. Das war im Hochsommer des Jahres 1160. Heinrich verfolgte seinen Sieg nicht. Er wusste, dass mit dem einen unbeugsamen Manne die Macht der wendischen heidnischen Welt gebrochen war, und er machte sich nun sofort an die Organisation des schnell eroberten Landes, welches er als das seinige ansah. Mit jener raschen Sicherheit und durchgreifenden Kühnheit, welche den grossen Herrscher kennzeichnet, traf er seine Massnahmen. Zunächst baute er Niklots Burgen wieder auf und gab sie sächsischen Grafen. Zur Hauptburg aber wählte er nicht Mecklenburg, sondern das für seine Zwecke günstiger gelegene Schwerin; auf unserer Schlossinsel erhob sich nun eine sächsische Grafenburg, in welcher Gunzelin von Hagen als erster Graf von Schwerin residierte, und unser Schloss ist eine Grafenburg gewesen bis zum Jahre 1359, wo das einheimische Fürstengeschlecht mit Herzog Albrecht dem Grossen Schwerin wieder erwarb. Nach Schwerin wurde auch das Bistum verlegt und mit reichlichen Einkünften ausgestattet. Nach der Versöhnung mit dem alten Fürstenhause erstand dann auch hier die erste grössere Kirche des Landes, unser altehrwürdiger Dom im Jahre 1171, natürlich nicht das jetzige Gebäude. Zum Anbau des verödeten Landes aber wurden Kolonisten berufen, freie Bauern besonders aus Westphalen und Friesland, und weltliche und geistliche Gewalt wetteiferte in der Begünstigung der Ansiedelungen. Jene Ansiedler brachten mit sich eine seit Jahrhunderten gefestigte christliche Sitte, deutsche Sprache und deutschen Sinn für Ordnung, besonders aber Lust zur Arbeit. Was das Schwert gewonnen, hat der Pflug gesichert: die deutsche Pflugschar brach den grosscholligen schweren Fruchtboden der gesegnetsten Teile des Landes, an welchem der hölzerne Hakenpflug der Wenden ermattet war; und diese wirtschaftliche Überlegenheit hat das traurige Schicksal der Wenden besiegelt. Denn jammervoll ist das Ende des wendischen Stammes. Die alte Bevölkerung wurde nicht „germanisiert“, sondern zerdrückt und zerrieben. In Massen wurden sie aus ihrer Heimat vertrieben und nach recht- und friedlosem Umherschweifen erschlagen als Räuber und Landstreicher, wo sie sich blicken liessen; in ihrer Heimat beschränkt auf die unfruchtbarsten Teile des Landes, in den Städten in wenige Gassen zurückgedrängt und nur zu unehrlichen oder verachteten Gewerben zugelassen, so ist der Stamm allmählich zu Grunde gegangen, ohne irgendwie nennenswerte Spuren in der heutigen Bevölkerung zurückzulassen. Schon im dreizehnten Jahrhundert war Mecklenburg fast ganz ein deutsches Land.

Was aber wurde aus dem Hause Niklots? Grollend und ohnmächtig sahen Niklots Söhne der neuen Entwicklung zu. Pribislav durchritt in raschen Rachezügen sein altes Land und sah die heiligen Wälder gelichtet und an Stelle der hölzernen Götzentempel weisse Klostermauern sich erheben; dann hat auch er dem Kreuze sich gebeugt und nach einem siegreichen Zuge Heinrichs des Löwen einen Ausgleich gesucht und gefunden. Heinrich ergriff mit Freuden die dargebotene Hand. Er sah, eine wie ganz andere Sicherheit für die dauernde Sicherung der Wendenländer es ihm bot, wenn der Erbe des alten Fürstengeschlechts sich selbst an die Spitze der neuen Bewegung stellte. So gab er Pribislav sein väterliches Erbe zurück, allerdings ohne die Grafschaft Schwerin; Pribislav residierte in Mecklenburg, und das Land nahm allmählich den Namen von der Feste an. Pribislav hat seinem Schutzherrn die Treue fest bewahrt. Zur Besiegelung ihres Bundes beteiligte er sich an der Kreuzfahrt, mit welcher



Heinrich im Jahre 1172 nach der Sitte der Zeit in Jerusalem seinem Gotte den Dank für seine Siege abstattete, und Pribislavs Sohn Borwin erhielt Heinrichs Tochter Mechthild zur Gemahlin; in Heinrichs Residenz Lüneburg ist Pribislav 1178 gestorben, der christliche Ahnherr unseres Fürstenhauses.

Seinen staatsrechtlichen Abschluss hat dieser Gewinn der Wendenlande für Deutschland gefunden durch eine Urkunde Kaiser Friedrichs, Frankfurt 2. Januar 1170, in welcher er die Herrn der Wendenländer als deutsche Reichsfürsten in seinen kaiserlichen Schutz nahm. Das ist der Geburtstag des deutschen Mecklenburg.

Von da an hat unser Land das Schicksal des deutschen Reiches mit getragen, und die Ruhmestage der deutschen Geschichte sind auch die schönsten Zeiten für Mecklenburg gewesen; bei allen grossen nationalen Bewegungen haben die Mecklenburgischen Fürsten mit in erster Linie gestanden: wie Herzog Albrecht die Hansa begünstigte und Johann Albrecht die Reformation einführte, so hat Friedrich Franz I. zuerst von allen Rheinbundfürsten die deutsche Fahne erhoben, und so gehört der hochselige Grossherzog Friedrich Franz II. zu den Begründern des neuen deutschen Reiches. Aber auch umgekehrt: den Niedergang des deutschen Reiches hat Mecklenburg schmerzlich erfahren, schmerzlicher als viele andere Länder; der dreissigjährige, der nordische, der siebenjährige Krieg, die Franzosenzeit sind traurige Blätter seiner Geschichte. Deutlich sprechen diese Verhältnisse die eine Lehre, dass es für einen kleineren Staat nur eine Form giebt, seine Eigenart und seine Würde zu bewahren, das ist der Anschluss an das grosse Ganze eines nationalen Staates, in welchem er als Glied wirkt und nützt und welcher ihn schützt. Und in diesem Sinne feiern wir auch heute hier des deutschen Kaisers Fest. Wir hegen die Zuversicht, dass es Seiner Majestät gelingen wird, die hohen Güter, die er von seinen Vorfahren ererbt hat, zu behaupten, den Frieden und das Vertrauen nach innen und nach aussen. Gross und schwer sind die Aufgaben, die des Kaisers harren: schwarz steht die Wetterwand im Osten, und im Westen blitzt und leuchtet es unaufhörlich, und zwischen den drohenden Wolken hindurch lenkt der Hohenzollernsohn, klaren Auges, die Hand fest am Steuer, des Reiches Schiff auf das unbekannte Meer der Tage dahin. Wir aber sehen getrost zu ihm hinauf, geloben ihm Treue und Ergebenheit und flehen Gottes Segen herab auf das Werk seines Lebens.



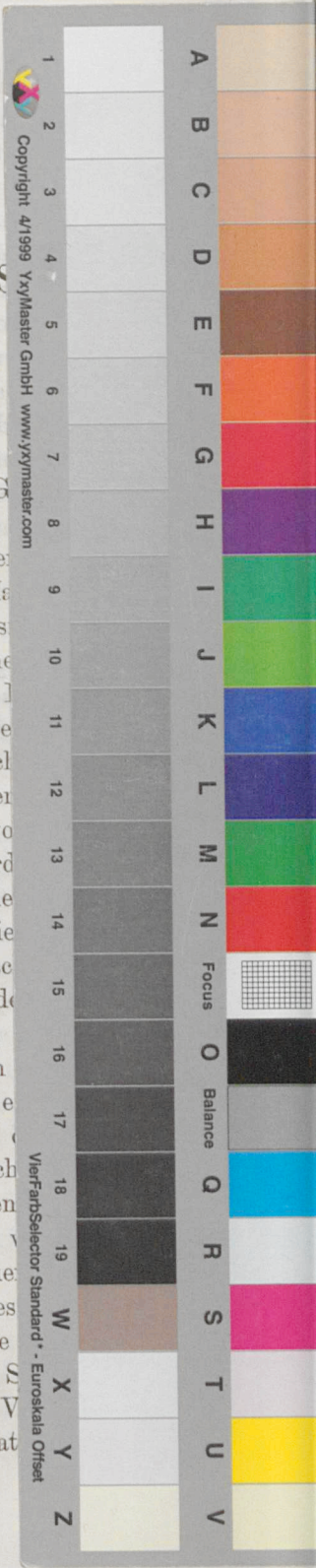


## II. Wie wurde Mecklenburg ein deutsches

Rede zur Kaiserfeier des Gymnasiums am 27. Januar 1892.

Mit dem gesamten Deutschen Volke feiert unsere Schule heute den G Majestät des Deutschen Kaisers, Wilhelm des Zweiten. Wir verehren in Deutschen Kaisers den Mann, den Gottes Willen berufen hat der Träger Nationalgedankens zu sein und dem er das starke Reichsschwert in die Ha die Güter der Wohlfahrt und Gesittung, die im deutschen Volke lebendig s gegen alle ihre Feinde; die Idee der staatlichen Einheit der deutschen Stämme an diesem noch jungen deutschen Vaterlande ist es, was den Grund unserer l Und unser Volk hat solche Feste nötig, denn nur nach schweren Irrunge schlungenen Wegen ist die Vereinigung der deutschen Staaten zu einem Reich Ziel der nationalen Sehnsucht und dann freudiger Besitz geworden. Und wer auch hier in Mecklenburg des Kaisers Geburtstag feiern, so ziemt es sich wo in jene Vergangenheit zu richten, wo dieser Boden ein deutsches Land geword

Und da tritt uns denn an der Schwelle unserer Geschichte ein hohe die gewaltige Kaisergestalt Karl des Grossen. Ihr wisst es, dass Karl die liche Kultur bis an die Elbe vorschob, indem er die wilden Sachsen nach se unterwarf. Damals traten auch die östlichen Nachbarn der Sachsen, die Wende Gesichtskreis der westlichen Kulturvölker. Als Cäsar Gallien eroberte, sah sich auch mit den Germanen abzufinden, welche zum Teil als Feinde, zum genossen den Hintergrund des staatlichen Lebens der Gallier bildeten; und e er den stolzen Grenzstrom, den Rhein, in Fesseln schlug und die Germanen e Demonstration der römischen Machtmittel zurückschreckte, zugleich aber auch unter ihnen Bundesgenossen schuf, mit denen er die entlegensten gallischen halten konnte. Was für Cäsar diese verbündeten Ubier u. s. w. waren, das v Grossen der wendische Stamm der Obotriten, deren Name damals, 789, zue Was war das für ein Volk? Cäsar hat mehr gethan als die Germanen bes scharfen Zügen hat er ein Bild ihrer Sitten, Lebensweise, Wohnsitze für alle etwas ähnliches fehlt bei den alten Wenden gänzlich: kein zeitgenössischer S uns greifbare Kunde über ihr Leben und ihre Sitten, und so sind unsere V alles, was wendisch heisst, nur schattenhaft und trübe. Ein nationales Staat





Wenden nur zeitweilig besessen; im allgemeinen zerfallen sie in einzelne Stämme mit Gauburgen und Gauführern, oft zu lockeren Verbänden geeinigt, meist im Kampfe mit einander. Solch ein Stamm waren die Obotriten, welche aber nicht, wie oft angenommen wird, das ganze heutige Mecklenburg bewohnten, sondern nur etwa ein Drittel, das Gebiet westlich der Warnow und nördlich der Hagenower Heide; im Süden wohnten einige kleinere Stämme, im Osten das grosse Volk der Wilzen oder wie es später gewöhnlich genannt wird, die Lutizer. Obotriten und Lutizer befinden sich in fortwährendem Kampfe, und zwar erscheinen die Obotriten stets als der friedlichere, der Kultur und Gesittung zugänglichere Stamm, während alle die wilden kriegerischen Bewegungen, welche den Hauptinhalt der wendischen Geschichte bilden und den Wendennamen gefürchtet und verhasst gemacht haben, von den wilzischen Stämmen ausgehen.

diesen Obotriten nun schloss Karl ein Bündnis; er unterstützte sie gegen die Wilzen. Ihren Verbündete und gewann ihre Hülfe gegen die Sachsen. Wie Cäsar über ist Karl über die Elbe gegangen. Der älteste feste Punkt in Mecklenburg, den man noch mit Wahrscheinlichkeit bestimmen können, ist die Burg des S. welche Karl im Verein mit dem Obotritenfürsten Thrasico im J. Groberung die Obotriten Grenznachbaren des grossen Frankens Dorfe Glaisin bei Eldena. — Als aber Karl am Abend Groberungen suchte, da hat er die Grenzen seines Reiches h, wie die römischen Kaiser ihren limes durch Ober- xonicus. Der Zug dieser Grenzbefestigung ist mass- r limes begann bei der Mündung der Delvenau in wandte sich dann über die Trave hinüber zur Mecklenburg, sondern auch das östliche Holstein vom den ihrem Schicksale überlassen.

Grosse dem limes Saxonicus gab, wurde verhängnisvoll für enländer. Karl hatte sich der Dienste der Obotriten bedient, wo an den Wohlthaten eines geordneten Staatslebens hat er sie nicht teil- er verlieh ihnen nicht einmal den Schutz seines Reiches, sondern gab sie ihre. en Wilzen, zu denen sich bald die Dänen gesellten, Preis und trieb sie in ihre. Aber wenn die Wendenslande auch ausserhalb der deutschen Reichsgrenze lagen, so sind sie doch nie wieder aus dem Gesichtskreise der deutschen Reichspolitik herausgetreten, sondern je höher die Flut deutschnationaler Bewegung anstieg, desto mehr ist sie auch über die wendischen Grenzen hinübergeschlagen, bis sie in der goldenen Zeit des deutschen Kaiserthums die weiten östlichen Lande völlig überströmte.

Die nächsten Zeiten allerdings waren traurig genug. Ihren Feinden überlassen mussten die Obotriten wohl oder übel mit ihnen sich abfinden, und wir hören jetzt ihren Namen gemeinsam mit den Völkern nennen, welche damals eine Geißel der an den Nordseeküsten aufblühenden Civilisation waren. Normannen und Wenden nannte der Sachse in einem Atem, und der nationale Hass zwischen Sachsen und Wenden nahm schon damals jenen furchtbaren Charakter an, der nur mit dem Untergange des einen Stammes seine Lösung gefunden hat. Die Schwäche des fränkischen Reiches nach Karl des Grossen Tode hat bekanntlich dem